

# DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

6-7/85  
Juni



winken winken winken winken winken  
wanken . . .  
ein *erschütternder* abschied  
(Ernst Jandl)



Redaktion:  
Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann  
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 61 33 60

Ingrid **Bachér**, geb. 1930; Schriftstellerin, Düsseldorf; zuletzt: Das Paar, 1980; Woldsen oder Es wird keine Ruhe gegeben, 1982.

Matthias **Beltz**, geb. 1945; Vorläufiges Frankfurter Fronttheater.

Claus **Bremer**, geb. 1924; Schriftsteller, Dramaturg; zuletzt: Farbe bekennen – Mein Weg durch die konkrete Poesie, 1983; Man trägt keine Mützen nach Athen – Poesie, 1984.

Rob **Burns**, Dr. phil., geb. 1949; Germanistik-Dozent an der Universität Warwick; Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik, Ullstein, 1982.

Manfred **Esser**, geb. 1938; Schriftsteller, Dramaturg; u. a.: Ostend, Roman, Stuttgart, 1983.

Sigurd von **Ingersleben**, Dr. phil., geb. 1944; Soziologe, Westberlin.

Martin **Jürgens**, Dr. phil., geb. 1944; Kunst- und Literatursoziologe an der Universität Münster; Robert Walser – Die Krise der Darstellbarkeit, 1973; Aufsätze.

Jacques **Limburger**, Ph.D., geb. 1943; Sozialwissenschaftler, Westberlin.

Michael **Otte**, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik, Bielefeld; u. a.: Mathematiker über Mathematik (IIrsg.), 1974; Mathematik, die uns angeht, 1980 (gem. mit anderen Autoren); Wissen als 'society of minds', Einleitungsskizze zur dt. Übersetzung von S. Papert; Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

Wilhelm **Paul**, Dr. phil., geb. 1955; Soziologe, München.

Arne **Raeithel**, Dr. phil., geb. 1943; Psychologe und Softwareschreiber; Psychologie der Wahrnehmung (mit F. Seeger und M. Stadler) 1975; Tätigkeit, Arbeit und Praxis, 1983.

Johannes **Weyer**, Dr. phil., geb. 1956; Soziologe; zuletzt: Westdeutsche Soziologie 1945–1960 – Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß, Berlin, 1984; Chaos oder System? Überlegungen zur Wissenschaftspolitik des Faschismus, in: Forum Wissenschaft, 1/85.

Franziska **Wiethold**, geb. 1946; Gewerkschaftssekretär.

ISSN 0176-7232

#### DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald

Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann

Organisation: Helga Bodenstab

Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 61 33 60

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)

Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten

Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:

Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann

Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;

Vertrieb: inter-abo, Postfach 14 49, 2054 Geesthacht

Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial .....	2
Jacques Limburger Die Schönheit des Flickenteppichs Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD .....	4
Wilhelm Paul Groß Macht Politik Will das Mündel Vormund werden? .....	15
Johannes Weyer Kontinuität oder Bruch — Die Nachkriegsplanungen des deutschen Kapitals in den Jahren 1943 ff .....	20
Claus Bremer Gute Dramaturgie .....	24
Manfred Esser Vom Anschein des Westens .....	25
Rob Burns Pessimismus des Verstandes — Optimismus des Willens Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus .....	29
Peter Maiwald Notizbuch 7 .....	37
Ingrid Bachér Der Maßstab .....	38
Martin Jürgens Wie man einen Krieg abbricht .....	41
Matthias Beltz Gift im Lebenszweck .....	49
Sigurd von Ingersleben Die normative Kraft des Hypothetischen .....	52
Arne Raeithel Gegen eine technozentrierte Verkürzung des historischen Materialismus .....	63
Franziska Wiethold Wenn einfache Wahrheiten schwierig werden Anmerkungen zu WRL: »Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus« .....	67
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden .....	72
Vridolin Enxing Wenn Süverkrüp Degenhardt wegrationalisiert Erfahrungen mit computergesteuerter Musik .....	73
Michael Otte Die historische Objektivität des Subjektiven II .....	79
Roque Dalton Gedichte + .....	82
Eine Krähe hackt der anderen ein Auge aus Zwei Konzeptionen lateinamerikanischer Literatur .....	89
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde .....	97

Die Entleerung eines politischen Begriffs geht einher mit seiner Inflationierung; die Bedeutung verliert sich, der Sachverhalt blieb unerreicht. Mit dem Begriff 'alternativ' ist es nun dahin gekommen. Die Möglichkeiten, in einer Gesellschaft eine zweite aufzubauen, ihr gleichberechtigte Lebenschancen zu unterstellen, sind von der Realität der Dialektik überholt worden. Die Einheit des Widerspruchs, diese ungeliebte Wirklichkeit auch des Denkens, behauptet sich. Die eine Gesellschaft bewegt sich in ihren Gegensätzen, von denen keiner, selbst nicht bei Reklamationen der Gattung, alternativ auszugrenzen ist. In den Herbstprogrammen der Verlage spätestens werden auch die Festen im Glauben erkennen können, daß der Markt für alternatives Denken gesättigt ist, die technische und in ihrem Gefolge die gesellschaftliche Realität antagonistischer Bewegung Konjunktur gewinnt.

Zehn Jahre alternatives Leben, Denken, Politik bleiben dennoch nicht folgenlos. Der gesellschaftliche Umbau, 1974 eingeleitet und nun unübersehbar, vollzog sich unter alternativer Kritik, die die linken Massen ergriff und sie sanftmütig und freundlich entwaffnete. Wieder gelang es in der Bundesrepublik, die durch qualitativen Wechsel der Produktivkräfte hervorgerufenen Erschütterungen zu ihrer Beförderung zu nutzen. Während Nixdorf dem Postministerium das digitale Telefon aufzwang, hat Petra Kelly der nötigen Bescheidenheit auf die Beine geholfen, der sozialen Akzeptanz, die allemal wichtiger als die fast automatisch folgende technische ist.

Unterm Strich mag demokratische Aufmerksamkeit zu Buche schlagen. Nicht zu Buche schlägt die Reduktion der Realität auf die Spannweite des Minimalkonsenses demokratischer Bewegungen. Ihr sind die Instrumentalisierungen von Kunst und Wissenschaft, Technik und Natur, Lebensweise und Sozialbeziehungen geschuldet, mit denen das gewonnene demokratische Sinnen und Trachten sich im gleichen Akt entmündigt. Der Rigorismus des alternativen Alltags hat sich in seiner Selbstbeschränkung viele Wege der Erkenntnis abgeschnitten. Die Kunst als Friedenstaube, die Wissenschaft als Bauchladen und die Technik vom Bauhaus, diese alternative Welt ist unangestrengt und arm. Die Regeneration politischen Bewußtseins aus solchem Geist hat wenig Chancen. Und dann fragt sich auch noch, was wirklich mehr Spaß macht, die Arbeit am Begriff oder die Arbeit an der Spontaneität.

Die DEBATTE, davon ist natürlich die Rede, legt mit dieser ihre zehnte Ausgabe vor, das ist ein Jahrgang. Ob das Konzept aufgeht, ist so ungewiß wie es ungewiß war, als wir das erste Heft vorbereiteten. Dennoch wollen wir dabei bleiben, Kunst und Wissenschaft nicht in Politik aufgehen zu lassen, auch um das Umgekehrte zu vermeiden. Es besteht kein Überfluß an Theorie, an Literatur, an Erkenntnis. Die Proklamationen erreichen keine Adressaten mehr, weil sie ihrem Blick verloren gingen. Die linken Positionen haben sich vom Standpunkt der Idee dieser Gesellschaft so weit entfernt wie der Bleistift von der Maus. Pragmatik, ursprünglich die Bezeichnung der österreichischen Dienstordnung für Beamte, ist in alltäglich wiederkehrenden Situationen nützlich, für größere, zum Teil eruptive Veränderungen gibt es keine Dienstweisung. Wenn überhaupt Sicherheiten im Wechsel möglich sind, dann, so hätte der vor 150 Jahren verstorbene Humboldt gesagt, in der Bildung.

Die Anstrengungen, die geboten sind, um die Realität wieder zu erreichen, werden erheblich sein. In einigen Gewerkschaftsdiskussionen, in einigen theoretischen Arbeiten der Linken, in noch vorsichtigen politischen Auseinandersetzungen kleiner Zirkel deutet sich an, daß die Analyse der Gesellschaft statt ihrer Beschwörung wieder geboten ist. Sie wird zurückgreifen auf alte Bestände, sie wird sich vom Instrumentalisieren verabschieden, sie wird sich die Schlüsselbegriffe neu erarbeiten. Das alles ist der Aufklärung näher als den konsensualen Gewißeiten des waldursprünglichen Lebensgefühls.

In dieser ausnahmsweise umfangreicheren Ausgabe werden Veränderungen in der Politik benannt, die entgegenlaufenden Tendenzen der sich neu formierenden SPD auf der einen, die Bitburger Machtträume auf der anderen Seite (Jacques Limburger, Werner Paul). Die Diskussion der Arbeit von WRL, Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus, wird in widersprechenden Kommentaren aufgenommen (Arne Raeithel, Franziska Wiethold), der Umgang mit Computern wird vorgestellt. Hinzuweisen ist auf Roque Daltons Aufsatz und seine Gedichte, die sich den Luxus der Gewißheit nicht leisten.

Das nächste Heft der DEBATTE (8-9/85) erscheint am 9. September.

*Es ist schwer, mit Bekenntnissen und Gebeten zu diskutieren.*

*Tadeusz Nowakowski*



Jacques Limburger

## Die Schönheit des Flickenteppichs

### Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD

Sir Karl Popper und Helmut Schmidt haben viel Mühe daran gewandt, uns die Schönheit des Flickenteppichs zu lehren. An Jute dachten dabei beide nicht, doch seit die Sozialdemokratie es auch damit versucht, geht es voran.

Von den zur Verwaltung derartiger Zeiterscheinungen Befugten kaum vermutet und anlässlich der Wahlergebnisse erstaunt zur Kenntnis genommen, hat die SPD den Schwächeanfall vom Beginn des Jahrzehnts schnell überwunden. Wahlen gewinnt sie neuerdings aus dem Stand, und das mit denkbar geringem Einsatz von Programmarbeit, geringerem jedenfalls als in ihren goldenen siebziger Jahren. Der Sozialreformismus — in den Augen einer sich darüber sehr erhaben dünkenden Linken beim Sturz Helmut Schmidts auf unabsehbare Zeit diskreditiert — gewinnt neue Anziehungskraft; und das mit einer Vision von Gesellschaft, in der diese Linke und ihre politischen Ziele nicht mehr vorkommen. Johannes Rau hat in Nordrhein-Westfalen gegen drei Konkurrenten eine absolute Mehrheit gewonnen mit dem Slogan »Sozial bleiben, damit das Menschliche nicht stirbt«, und was das »sozial bleiben« auch immer bedeuten soll, »sozialistisch werden« ist damit nicht gemeint. Zum Begriff des Menschlichen hat Oskar Lafontaine, der sich dabei in Einklang mit der Mehrheitsmeinung seines Parteivorstandes fühlen kann, eine aktuelle Interpretation gegeben, und zwar gelegentlich einer kurzen Abhandlung über den Grundwert »Solidarität« in seinem Buch über den anderen Fortschritt: »Oft hat sich ein falsches Verständnis von Solidarität herausgebildet. Solidarität nur auf die Gruppe bezogen, der man angehört, verkommt zur Kumpanei. Solidarität auf die Grenzen eines Staates oder einer Nation bezogen, ist Nationalsolidarität. Wahre Solidarität empfindet man entweder gegenüber allen Menschen, oder überhaupt nicht. Dies gilt für das Verhältnis der gesellschaftlichen Gruppen, der Arbeitnehmer und Unternehmer, der verschiedenen Staaten und Gesellschaftssysteme. Wenn Solidarität als das Gegenteil von Bemächtigung und Unterwerfung verstanden wird, dann führt ein derart erweiterter Begriff auch zur Solidarität mit der Natur. Schon der Gedanke an zukünftige Generationen, an unsere Kinder und Kindeskinde, läßt den Wunsch entstehen, ihnen die Erde lebenswert zu erhalten.« Natürlich sind das nur Worte und keine besonders erleuchteten dazu, aber die Wahlerfolge, die auch mit

Hilfe solcher Begrifflichkeit errungen wurden, werfen unabweisbare Fragen auf: Was ist das Attraktive an der neuen SPD? Sind die vielfältigen und tiefgehenden Enttäuschungen der frühen 80er Jahre, die einem Helmut Kohl schließlich den überwältigenden Wahlerfolg am 6. März 1983 einbrachten, so schnell wieder kollektiver Vergeßlichkeit anheimgefallen?

Rückblende auf Deutschland im Herbst, auf den Herbst des Sozialliberalismus im Jahr 1982. Er beginnt schon im Juli oder August, als die Demoskopen bei ihrer allwöchentlichen Sonntagsfrage (Wenn am nächsten gewählt würde...) für die CDU/CSU über 50 und für die SPD nur noch knapp 30 Prozent der Wählerstimmen vergeben können. Vorausgegangen sind die Sparaktionen der »Operation 82« und der »Operation 83«, mit denen die Regierung Schmidt — getreten von Genscher und Lambsdorff, aber unter der Verantwortung von Sozialdemokraten — als Reaktion auf die andauernde Krise zunächst das Ende der Reformen verkündet und, als das nichts half, das »Einsammeln von Wohltaten« auf die Tagesordnung gesetzt hat. Dabei schonte sie zunächst den Kernbereich der Industriearbeiterschaft und die mittleren Ränge in Verwaltung und Management. Zur Ader gelassen wurden 1982/83 durch die Kürzungen in allen Sektoren des sozialen Systems hauptsächlich Alte und Kinder, Frauen, Kranke, Ausländer und Studenten. So sollte die finanzielle Manövriermasse erhalten bleiben, um die Mehrheit der Wahlbevölkerung zur Hinnahme des Sparkurses zu bewegen; Integration durch Ausgrenzung. Die Absicht war leicht erkennbar und führte bei gläubigen wie ungläubigen Anhängern des Modells Deutschland zu erheblicher Verstimmung. Dabei half es wenig, daß die Finanzpolitikerin Ingrid Matthäus die Parole vom »Sparen als gesellschaftliche Reform« ausgab. Gleichzeitig sagte die Regierung sogenannten Investitionshemmnissen, und als solche galten letztlich alle Beschränkungen einer optimalen Kapitalverwertung, den Kampf an. Die Skala reicht vom Abbau des Mieterschutzes bis zur Reduzierung des Jugendarbeitsschutzes unter dem Vorwand, mehr Lehrstellen im Bäckerhandwerk anbieten zu wollen. Das Arbeitsförderungsgesetz, auf das sich Norbert Blüm so viel zugute hält, ist keine Erfindung der CDU. Zur Bewältigung einer vorübergehenden Krise wäre das kombinierte Konzept von Austeritätspolitik und Begünstigung der Kapitalverwertung möglicherweise tauglich gewesen, aber in der damaligen Lage griff es bei weitem zu kurz. Nach vier Jahren zunehmender Arbeitslosigkeit und anhaltendem Nullwachstum bei den Reallöhnen waren immer mehr Angehörige des Kernbereichs der Arbeiterschaft unmittelbar betroffen, und auch den anderen dämmerte es, daß sie nicht immer im privilegierten Bereich bleiben, vielleicht auch krank oder arbeitslos und in jedem Fall Rentner würden. Die Bereitschaft der traditionellen SPD-Stammwähler — und des von seinen Mitgliedern mit unangenehmen Fragen bedrängten DGB — den Sparkurs mitzutragen, verringerte sich von Tag zu Tag.

Der andere Knackpunkt war selbstverständlich die Auseinandersetzung über die Raketenstationierung. Nicht, daß der gesamtgesellschaftliche Konsens in dieser Frage zeitweilig zerbrochen war, machte der Schmidt-Regierung am meisten zu schaffen — wie man so etwas auch ohne Konsens durchzieht, hat Nachfolger Kohl vorgeführt. Was der sozialliberalen Koalition so zusetzte, war, daß sie keine plausiblen Gründe für die Raketensta-



tionierung benennen konnte, ohne alle Prinzipien in Frage zu stellen, mit denen sie jahrelang ihre Entspannungspolitik verteidigt und für die sie große Zustimmung gefunden hatte. Das war denn auch die verhängnisvolle Übereinstimmung: In der Sozialpolitik wie in der Sicherheitspolitik dementierte die Regierung Schmidt — wie es schien, ohne begründeten Anlaß — seit 1980 alles, was ihren Wählern lieb und teuer gewesen war. Das konnte nicht gutgehen, und es ging nicht gut. Die SPD stand 1983 vor einer Zerreißprobe, und ihre führenden Männer fanden erst dann wieder zu einer auch von der Partei und ihrem Umfeld akzeptierbaren Formulierung ihrer Politik, als sie bereit waren, sich von der Macht zu verabschieden.

Der Verlust der ideologischen Hegemonie in den Auseinandersetzungen auf diesen Konfliktfeldern ist die eine Seite der Medaille — die andre ist darin zu sehen, daß die SPD über alledem selbstverständlich auch das Vertrauen wichtiger Teile der Bourgeoisie in ihre Regierungsfähigkeit und Problemlösungskompetenz verspielte. Integrationsvermögen der regierenden Partei ist für die westdeutsche Bourgeoisie, die mehrheitlich ihre Lektion aus der niederschmetternden Erfahrung mit dem Faschismus gelernt zu haben scheint, ein hohes Gut, gegenwärtig gleichrangig mit Durchsetzungsfähigkeit. Und daß die Schmidt-Regierung, die schließlich den Anstoß zur Nachrüstung gegeben und ihre Notwendigkeit ständig dargelegt hatte, zur Realisierung offenbar nicht in der Lage war, disqualifizierte die SPD als Regierungspartei ebenso wie ihre augenscheinliche Unfähigkeit, Rezepte für die Meisterung der vorausgesagten ökonomischen »Herausforderungen der 80er Jahre« auszuarbeiten. Wie maßgebliche Fraktionen der Bourgeoisie aus dem Funktionsverlust der Schmidt/Genscher-Regierung ihre Konsequenzen zogen und die ihnen notwendig erscheinenden Maßnahmen durchführten, ist noch gut im Gedächtnis — der Kasus verdient, als ein solcher in die Schulbücher aufgenommen zu werden.

## Programmarbeit

Und jetzt also der große Stimmungsumschwung. Kaum begreift die Sozialdemokratie das affirmatorische Elend des ewigen Draufsattels und verabschiedet sich von der Religion der unbegrenzten Machbarkeit, wächst ihr auch schon die Kompetenz zu, neue Realitäten zu integrieren. Bei dieser überraschenden Wende spielt zunächst sicherlich die schlechte Show von Helmut Kohl und Mannen eine Rolle. Kohl hat die Wahl gewonnen mit dem Wendeversprechen, dessen Übersetzung ins Deutsche etwa lauten mußte: Alles muß anders werden, damit es so bleiben kann, wie es ist. Derlei ist nicht leicht einzulösen, es ist in der Tat genauso schwer wie die Einlösung des umgekehrten Versprechens von Helmut Schmidt: »Alles muß so bleiben, wie es ist, damit es anders werden kann.« Die Formeln bedeuten jedenfalls für alle praktischen Zwecke das gleiche, und so hat Helmut Kohl mit Schmidts Politik auch dessen Krankheit geerbt. Er könnte ihr früher zum Opfer fallen, als in der Alternativlosigkeit des Jahres 1983 zu erwarten war. Aber es hat sich noch anderes ereignet. Die SPD hat ihre Politik verändert — vor allem bezüglich der Sicherheits- und Entspannungspolitik. Auch viele Wähler haben ihre Erwartungen verändert, hauptsächlich in der

Wirtschafts- und Sozialpolitik, und in diesem Fall läßt sich die Veränderung eindeutig als Reduzierung erkennen.

Die wichtigsten Stationen bei der bisherigen Neubestimmung der Programmatik der Sozialdemokratie: Der sicherheitspolitische Beschluß des Kölner Parteitages und die zu seiner Konkretisierung erarbeiteten Papiere des Parteivorstandes, der Bericht der Grundwertekommission zur Vorbereitung der Diskussion um ein neues Parteiprogramm »Godesberg Heute«, der wirtschaftspolitische Leitantrag für den Essener Parteitag, das Programm »Arbeit und Umwelt«. Weniger offiziell, aber vielleicht noch wichtiger, die Bücher von Peter Glotz über *die Beweglichkeit des Tankers* und *die Arbeit der Zuspitzung*. Von geringem inhaltlichem Interesse, aber bedeutsam als Indikator für das Diskussionsklima, Oskar Lafontaines *anderer Fortschritt*. Aber es blieb nicht nur bei der Papierproduktion. Mit einer Unzahl von Symposien, Diskussionsveranstaltungen, Kontaktgesprächen — teils an die Basis in der eigenen Partei oder an eine größere Öffentlichkeit gerichtet, teils eher vertraulich mit Entscheidungsträgern — demonstrierte die SPD Präsenz und Kompetenz auf allen Gebieten der Politik, Kultur und Wissenschaft. Sie adoptierte das Umweltthema, daß den Grünen mit Recht angst und bange werden konnte, und wo die regierende Union, den emotionalen Wert des deutschen Waldes wohl erkennend, sich mit dem Katalysator schwertat, erklärte die von Regierungsverantwortung weniger beschwerte SPD den Ausstieg aus der Kernenergie zur realen politischen Perspektive. Von größter Bedeutung im Reigen der Veranstaltungen waren für die sozialdemokratischen Planer zweifellos die Treffen mit Angehörigen von Spitzenverbänden der Wirtschaft und der Bundeswehrführung; nicht zu vergessen die umfangreiche Konferenzaktivität auf internationaler Ebene, auch mit Vertretern der sozialistischen Länder. Eine Regierungspartei im Wartestand nutzte alle ihr verfügbaren Kanäle, um mit Partnern für morgen Mißverständnisse auszuräumen, Positionen zu klären und Anregungen aufzunehmen. Für künftige Parteihistoriker bietet sich hier ein mühselig zu beackerndes, aber reiche Erträge versprechendes Feld. Aber es blieb auch nicht bei den Veranstaltungen. In Hessen und in Nordrhein-Westfalen war die SPD nach wie vor Regierungspartei, und sie zeigte sich imstande, diesen Umstand optimal zu nutzen. In Hessen demonstrierte sie Aufgeschlossenheit gegenüber grünen und alternativen Anforderungen, gleichzeitig aber auch gute Nerven und Nicht-Erpreßbarkeit. In Nordrhein-Westfalen setzte sie die ihr noch 1980 zugewachsene Fähigkeit zur Alleinregierung in einer Weise ein, die ihr auch das Vertrauen von Unionsanhängern einbrachte. Mit spektakulären Projekten wie etwa dem Technologiepark Ruhr (Vaterschaft Lothar Späth) und mit weniger spektakulären, aber durch Faktizität um so überzeugenderen Schritten, signalisierte sie, auf welche Weise sie die Anforderungen der zweiten wissenschaftlich-technischen Revolution gesellschaftlich umsetzen will. Während die Gewerkschaften, die in dem Prozeß trotz (natürlich wegen) des zwittrigen Rappe-Steinkühler-Papiers bemerkenswert farblos blieben, nach wie vor Verkürzung der Wochen- bzw. der Lebensarbeitszeit bei vollem Lohnausgleich als Mittel zur Verteilung der Produktivitätszuwächse propagieren, stellt NRW-Kultusminister Schwier, in dessen Bereich freilich Produktivitätsrechnungen nicht so ohne weiteres möglich sind, für 1985 über 5000



neue Lehrer nur unter der Bedingung ein, daß sie bereit sind, drei Viertel der früher regulären Arbeitszeit zu drei Vierteln des früher üblichen Gehaltes zu arbeiten. Natürlich beutet er damit eine Notlage aus — aber er kommt auch einer gerade im Bereich der Hochschulabsolventen verbreiteten gewandelten Einstellung zur Arbeit und zum Lebensstandard entgegen. Das führt uns auf dreifache Weise mitten ins Thema: Zu 1. den Inhalten der neuen SPD-Politik, 2. einer Erörterung von Gründen für die Akzeptanz dieser Politik bei großen Teilen der Bevölkerung und 3. einer Überlegung, daß diese Politik selbstverständlich bis weit in die Bourgeoisie hinein interessant ist.

## Sicherheitspartnerschaft

Im programmatischen Angebot lassen sich folgende Grundlinien erkennen: Außenpolitisch demonstriert die SPD gegenwärtig einen gemäßigten Anti-Reaganismus und hält der von der Bundesregierung mitgetragenen Politik Washingtons, globale Überlegenheit über die sozialistischen Länder anzustreben, die Forderung nach Sicherheitspartnerschaft mit diesen Ländern entgegen. Dazu kommt immer deutlicher — etwa in der Nürnberger Rede Willy Brandts am 7. Mai — die Betonung der Eigenständigkeit nicht nur West- sondern Gesamteuropas. Die entscheidenden Gesichtspunkte für die außenpolitische Orientierung der SPD waren schon in der Vorbereitung des Parteitages 84 von Horst Ehmke und Andreas von Bülow in die Diskussion eingeführt worden. Sie werden seitdem weniger im theoretischen Gestus ausgeführt — es gibt sogar eine Tendenz, den systematischen Zusammenhang zu verwischen — sondern eher appellativ vorgetragen. Ausgangspunkt ihrer vom Parteitag — in weniger deutlicher Form — sanktionierten Überlegungen war, daß der soziale Konsens in der Sicherheitspolitik aufgrund der von der Friedensbewegung ausgelösten Diskussion des Jahres 1983 über die Raketenstationierung zerbrochen und in der alten Form auch nicht wiederherstellbar war. Um die Grundlagen für einen neuen Konsens zu erarbeiten, als dessen politischer Vollstrecker die SPD wieder regierungsfähig würde, nahmen die beiden Theoretiker unterschiedliche, einander jedoch ergänzende Blickrichtungen ein. Von Bülow, der ehemalige Staatssekretär auf der Hardthöhe, führte eine klassische militärstrategische Beurteilung der aktuellen Situation durch. Er forderte eine realistische Bedrohungsanalyse als Grundlage jeder Sicherheitspolitik und teilte als Resultat seiner dahingehenden Überlegungen mit, daß gegenwärtig weder vom Stand des Kräfteverhältnisses noch nach der Interessenlage der Sowjetunion eine Bedrohung Westeuropas von Osten her bestehe. Daraus leitete er die politische Möglichkeit und Notwendigkeit ab, das Verhältnis zwischen West- und Osteuropa als Sicherheitspartnerschaft zu gestalten. Er ging bis zu konkreten Vorschlägen wie einem Abzug der amerikanischen Mittelstreckenraketen vom europäischen Kontinent (gegebenenfalls bei Seestationierung) und einer ausschließlichen Ausrüstung der Bundeswehr mit glaubhaft defensiven Waffensystemen und ihrer Umstrukturierung zu einer Milizarmee in Anlehnung an das Konzept der Sozialen Verteidigung. Die Absichten Ehmkes waren mehr auf eine Analyse globaler Zu-

sammenhänge, vor allem des Verhältnisses Westeuropas zu den Vereinigten Staaten gerichtet. Er arbeitete die unterschiedliche Interessensituation heraus, die es den Westeuropäern problematisch erscheinen läßt, die amerikanische Konfrontationsstrategie nachzuvollziehen, und leitete daraus Zielvorstellungen für eine Erneuerung der NATO-Strategie ab.

Kernpunkte: Westeuropa darf sich nicht für Globalinteressen der USA vereinnahmen lassen, sondern soll sich auf der Grundlage einer engen deutsch-französischen Zusammenarbeit soviel Eigengewicht erarbeiten, daß es von den USA als gleichberechtigter Partner zu akzeptieren ist und gleichzeitig Spielraum für die Gestaltung seiner wirtschaftlichen Beziehungen nach Osten und Westen gewinnt. Ein eigenständiges und als solches mit den USA verbündetes Westeuropa könne auf Erstschlagkapazität, Rüstungswettlauf, Offensivsysteme und chemische Waffen verzichten und aus einer auf Sicherheitspartnerschaft gegründeten Kooperation mit West und Ost heraus die Stellung entwickeln, aus der es auch seine eigenen (imperialistischen) globalen Interessen friedlicher, vermittelnder und wirkungsvoller zur Geltung bringen könne.

Diese Überlegungen nehmen unverkennbar Impulse aus der Diskussion der Friedensbewegung auf, aber es ist ebenso unverkennbar, daß sie nicht allein an die Friedensbewegung als Adressaten gerichtet sind. Mit diesem Entwurf zu einem neuen sicherheitspolitischen Konsens zielt die SPD weit über ihre Mitgliedschaft und die Friedensbewegung hinaus. Sie versucht einen Bogen zu schlagen von der Protestbewegung bis zu jener starken Gruppe unter den Vertretern von Kapitalinteressen, die sich nichts von einer Verschärfung der Spannungen und einem Anstieg der Kriegsgefahr in Europa verspricht. Kurz gesagt: Sie bewirbt sich erneut um das Vertrauen der Gruppen, die es ihr zwei Jahre zuvor wegen ihres Schwankens in der Raketenfrage entzogen hatten. Ob sie damit Erfolg hat, kann noch nicht abschließend beurteilt werden. Aber die äußerst reservierte Haltung, die von immer mehr Vertretern der bundesdeutschen High-tech-Industrien gegenüber den Zumutungen zur Beihilfe an SDI an den Tag gelegt wird, ist zumindest als Indiz dafür zu werten, daß die SPD hier die Stimmungslage einer wichtigen Kapitalfraktion zutreffend eingeschätzt hat. Dementsprechend offensiv geht sie in dieser Frage denn auch in die Öffentlichkeit, bemerkenswerterweise derzeit aber nicht in die Wahlkämpfe.

## Lohnplätze

Im sozial- und wirtschaftspolitischen Sektor ist »sozial gesteuerte Innovation« die Parole, deren Inhalt vorerst noch weniger präzise zu erkennen ist als im sicherheitspolitischen Bereich. Vieles bewegt sich hier im Stimmungsmäßigen. Die Grundwertekommission beispielsweise sieht in ihrem Bericht für die Neufassung des Parteiprogramms die »technologischen, ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen für eine Politik des demokratischen Sozialismus entscheidend verändert«. Sie benennt die Dauerarbeitslosigkeit, die Probleme durch die Einführung der Mikroelektronik und die Umweltzerstörung, die zunehmende Verarmung der Entwicklungsländer, das Wettrüsten, und befindet: »Die Delegierten



des Godesberger Parteitages konnten nicht ahnen, welche Aufgaben sich heute vor uns türmen. Wenn das Godesberger Programm aus heutiger Sicht Lücken aufweist oder auch Entwicklungen falsch eingeschätzt hat, so geht dies nicht zu ihren Lasten.« Als derartige Defizite, die bei der Programmdiskussion zu beheben seien, werden benannt: Der vor dreißig Jahren herrschende Glaube an unbegrenztes Wirtschaftswachstum und an die Wissenschaft als Motor technischen und ökonomischen Fortschritts sei verlorengegangen, ebenso der Technikoptimismus. Die ökologische Dimension sei überhaupt nicht berücksichtigt, und das alte Programm lege überhöhte Leitbilder von der Familie und der Rolle der Geschlechter in der Gesellschaft zugrunde. Die unmittelbare Nutzenanwendung aus dem solcherart gezeigten Problembewußtsein zog zunächst einmal Johannes Rau, als er zum Beginn des Wahlkampfes in Nordrhein-Westfalen erklärte, große Probleme bedürften zu ihrer Lösung einer großen Partei.

Darüber wie die Probleme gelöst werden sollen, ist auffällig wenig zu vernennen; indes, es gibt einige Hinweise. Peter Glotz beispielsweise äußert sich in der »Arbeit der Zuspitzung« 1984 zwar nicht zu der in diesem Jahr hochaktuellen gewerkschaftlichen Forderung nach Durchsetzung der 35-Stunden-Woche, entzieht sich aber nicht weiterreichenden Perspektiven: »Wenn es uns gelingt, die Arbeitszeit in den nächsten Jahren deutlich — beispielsweise unter die 30-Stunden-Grenze — zu drücken, dann entsteht die Möglichkeit, einen Teil der heutzutage professionalisierten Sozialarbeit wieder in die Familien — oder jedenfalls in überschaubare Lebensgemeinschaften — zurückzuholen.« Zusammen mit Schwierts Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich gibt das schon einen Eindruck von der Richtung. Einen weiteren Eindruck steuert das Programm »Arbeit und Umwelt« bei, das vom ehemals verfochtenen Verursacherprinzip nichts mehr wissen und zur Finanzierung der in Aussicht gestellten Umweltinvestitionen ein »Sondervermögen« bilden will, das von der Gesamtheit der Bevölkerung zu alimentieren ist. Noch einmal Peter Glotz; er möchte Arbeitnehmer und Arbeitgeber sogar für »Risikokapitalfonds« gewinnen, »schon um selbst zu lernen, die Fürsorge für die Arbeiterschaft der alten Industrien konkret auf neue Arbeitsplätze auszurichten und der neuen technischen Unternehmerschaft auch als Förderer gegenüberzustehen«. Der Eindruck wird schließlich komplettiert durch Oskar Lafontaine, der vorschlägt, statt von Arbeitsplätzen künftig besser von »Lohnplätzen« zu sprechen und deren gerechte Verteilung zur gesellschaftlichen Aufgabe zu erklären. Kein Wunder, daß Peter Glotz und Johannes Rau ihrer Partei empfehlen, von jeder Diskussion über das Thema »Verstaatlichung« Abstand zu nehmen; Oskar Lafontaine hat das vor den Saarwahlen etwas verschleierte und dann unmittelbar nach seinem Wahlerfolg nachvollzogen.

Die Attraktivität dieses Programmes für die Bourgeoisie läßt sich leichter plausibel machen als seine jetzt in der Nordrhein-Westfalenwahl so eindrucksvoll bestätigte Anziehungskraft auf viele Wähler — zumal die SPD gerade in diesem Wahlkampf völlig darauf verzichtet hat, den überzeugendsten Teil ihrer Vorstellungen, den sicherheitspolitischen, in nennenswertem Umfang in die Diskussion einzuführen. Und rette sich keiner leicht hin zu einer Erklärung der Art, Rau gegen Worms, das sei doch keine Frage gewesen. Vor erst zwei Jahren war Vogel gegen Kohl jedenfalls durchaus ei-

ne Frage — und was für eine Antwort. Eine Linke, die sich nicht selbst restlos aufgeben will, wird der Entschlüsselung des hier verborgenen Geheimnisses großen Wert beimessen, auch wenn sie gleich zu Beginn der darauf gerichteten Anstrengungen mit einer unangenehmen Erfahrung konfrontiert wird: Die Begriffe »links« und »rechts« sind nicht mehr selbstverständlich, und wer so tut, als ob, muß länger als eine Runde aussetzen.

## Links, rechts, sonstwo

Es war ein bezeichnendes Mißverständnis, daß das Wort Willy Brandts von der nach Kohls Regierungsantritt zurückzuerobernden »Mehrheit diesseits der Union« vielfach als Ruf nach einer »Mehrheit links von der Union« wahrgenommen worden ist. Natürlich entsprach das durchaus den Absichten des Erfinders. Aber es käme doch auch niemand auf den Gedanken, das Werben Heiner Geißlers um die Frauen oder das Beharren der CSU auf Mutterschaftsgeld und Tarifrrente als »links« einzuordnen — warum dann bei der SPD soviel von Rechts und Links reden? Der Zustand dessen, was früher einmal als linker Flügel der SPD angesprochen wurde, kann dafür doch beim besten Willen keine Motivation abgeben. Beide großen Parteien agieren 1985 auf eine Weise, als ob die Begriffe rechts und links keine Bedeutung mehr hätten; man muß das nicht nachvollziehen, um sich die Frage zu stellen, was sie auf den Gedanken bringt, damit die soziale Wirklichkeit hinreichend genau abbilden zu können. Die Chefplaner beider Parteien haben sich jedenfalls längst ein anderes begriffliches Instrumentarium angeeignet, um ihre Strategien auszuformulieren. Ein von der SPD bei Sinus in Auftrag gegebenes Projekt greift auf den Milieu-Begriff zurück und teilt die westdeutsche Gesellschaft in folgende Gruppen ein: kleinbürgerliches Milieu (29%), aufstiegsorientiertes Milieu (21%), technokratisch-liberales Milieu (11%), konservatives gehobenes Milieu (10%), traditionelles Arbeitermilieu (9%), traditionsloses Arbeitermilieu (8%), hedonistisches Milieu (8%), alternatives/linkes Milieu (4%).

Im kleinbürgerlichen und im konservativen Milieu hat die Union eine Mehrheit, hier kann die SPD bestenfalls wildern. Die SPD ist stark in den beiden Arbeitermilieus, sieht sich aber wegen des dort vorherrschenden Konservatismus durch die Union immer wieder herausgefordert. Das eigentliche Kampffeld sehen jedoch beide Parteien in den aufstiegsorientierten und technokratisch-liberalen Milieus, und entsprechend gewichten sie ihre Vertrauenswerbung.

Auf was kann sich die neue, um nicht zu sagen, die gewendete, Sozialdemokratie in dieser Konkurrenz stützen? Um mit einigen Gedanken zu beginnen: In der Wirtschaftspolitik ist Stabilisierung auf niedrigerem Niveau nach einigen Jahren auf der Geisterbahn Lambsdorff/Bangemann das äußerste, das viele zu hoffen wagen, und schließlich haben die Grünen gesamtgesellschaftlich dem Gedanken zum Durchbruch verholfen, daß wir allesamt weit über unsere Verhältnisse gelebt haben. Wer will heute noch das Risiko eingehen, als Technikoptimist oder Wachstumsfetischist gebrandmarkt zu werden? Viel von dem, was die SPD noch vor vier Jahren mit gebrochenem Selbstbewußtsein und spürbar schlechtem Gewissen vertrat, läßt sich in der solcherart gewandelten Situation glaubhaft als Zukunftsprogramm



offerieren — geeignet als Grundlage eines sozialen Konsens, der von der Alternativszene bis weit in die Reihen der Bourgeoisie zu spannen ist. Für einen Teil der Arbeiterwähler, die 1983 Kohl gewählt hatten, weil sie der CDU größere wirtschaftliche Kompetenz zutrauten, mag das als Erklärung sogar ausreichen — das Gesamtphänomen kriegt man damit kaum in den Griff. Es ist der Mühe wert, sich einmal mit dem Gedanken zu beschäftigen, ob der Sozialliberalismus — was das auch immer bedeuten möge — den Abgang der Regierung Schmidt/Genscher nicht auf einer anderen Existenzebene überstanden haben könnte, als Form des gesellschaftlichen Bewußtseins beispielsweise und zunächst einmal fern von jeder Parteibindung oder Präferenz für ein definiertes politisches Programm, sozusagen als bloße Disposition. Zu streiten wäre hier mit Uwe Koch, der (DEBATTE 5/85) annimmt, »die Wende konnte gerade darum politisch vorankommen, weil sie auf eine geschlossene kulturelle Präsentation verzichtete...« Für die Eroberung der Regierungsmacht durch Kohl & Co mag er damit noch recht haben, aber nun sieht es so aus, als ob die Union diese Macht vielleicht nicht halten könne, weil sie ohne geschlossene kulturelle Präsentation ihre ideologische Hegemonie nicht errichten kann. Wie es scheint, liegt diese Hegemonie noch immer beim Sozialliberalismus.

## Und wieder Sozialliberalismus

Die Linke hatte sich spätestens seit dem Regierungsantritt Helmut Schmidts daran gewöhnt, »Sozialliberalismus« als Synonym für pragmatische Wurstelei zu sehen, die dahinter stehende Ideologie entweder ganz zu übersehen oder ihr doch keine Chance zuzubilligen, das Bewußtsein größerer Schichten auf Dauer zu prägen. Nun stellt sich heraus, daß diese Ideologie möglicherweise weit über den Kreis der Träger der sozialliberalen Regierung hinaus zur herrschenden geworden ist, soweit das Herrschen überhaupt Sache von Ideologie sein kann. Was wären die wesentlichen Elemente dieser Ideologie? Ins Auge fallen ein für deutsche Traditionen hohes Maß an öffentlicher Toleranz und bürgerlicher Gelassenheit, ein beträchtliches Vertrauen in die Spielregeln der bürgerlichen Demokratie und ein dementsprechend starkes Beharren auf ihrer Einhaltung (Volkszählung, Parteienfinanzierung), höhere Achtung des Individuums und seiner Rechte, Selbstachtung und umfassender emanzipatorischer Anspruch. Dazu kommt, und das auch im 7. Jahr der Krise noch mit vollem Recht, ein starkes Bewußtsein vom Wohlstand und den materiellen Möglichkeiten dieser Gesellschaft — allerdings gebrochen von Anwandlungen schlechten Gewissens gegenüber der dritten Welt, wie der Tag für Afrika und sein Mediennachspiel vorgeführt haben, und noch mehr gebrochen von der Erfahrung eines Aufschwungs, der die versprochenen Auswirkungen auf die Arbeitslosenstatistik schuldig geblieben ist. Von Optimismus oder Pessimismus in diesen Zusammenhängen als einander ausschließenden Grundstimmungen zu reden, bringt nicht viel; es gibt sehr viel Pessimismus, was die künftige Entwicklung betrifft, wenn man die Dinge treiben ließe, und ebensoviel Optimismus, daß man etwas Richtiges und Wirkungsvolles dagegen unternehmen könne. Denn schließlich, so glaubt man zu wissen, ist diese Gesellschaft doch die beste aller

möglichen, oder wurde in den vergangenen dreißig Jahren irgendwer gesichtet, der sich auch nur ernsthaft Mühe gegeben hätte, etwas anderes glaubwürdig zu machen? Und außerdem — an dieser Kante haben sich die Grünen teilweise über den Rand des auch ihre Sympathisanten umfassenden sozialliberalen Konsens hinausgelehnt — wie soll der Mensch arbeiten, sein Leben planen und gelegentlich auch guten Gewissens genießen, wenn der Weltuntergang täglich nur aufgeschoben, wegen dauernden Wettrüstens und räuberischen Umgangs mit der Natur aber nur desto unausweichlicher wird? Mit derartigem Fundamentalismus (und der Sozialliberalismus ist letztlich antifundamentalistisch, was einige der Probleme innerhalb der Grünen verständlicher macht) lassen sich vielleicht gläubige Randgruppen organisieren, eine Mehrheit wird daraus auch dann noch nicht, wenn man SchwuP hinzuholt.

Es besteht kein Grund, die Ambivalenz des hier zunächst nach positiven Erscheinungsformen hin erörterten Sozialliberalismus zu unterschlagen. Um nur ihre verhängnisvollsten Ausdrucksweisen zu benennen: der öffentlichen Toleranz entspricht ein vielleicht noch höheres Maß an Gleichgültigkeit und Werterelativismus; der Hinwendung zu bürgerlich-demokratischer Anständigkeit die Borniertheit gegenüber der staatlichen und politischen Verfassung von Gesellschaften vor- oder nachbürgerlichen Zuschnitts (wenn es sich nicht gerade um die Hopi handelt; Koyaanisqatsi, ich habe gesprochen). Das antiautoritär-emanzipatorische Selbstbewußtsein ist selbstverständlich auch eine der Quellen des neuen Nationalgefühls, und vielleicht noch verheerender, es ist Ursache eines beklagenswerten Verlustes von Maßstäben in Kultur und Wissenschaft und damit die Wurzel einer Lern- und Erkenntnisunwilligkeit, die neuerdings vieles von den Erträgen der Aufklärung wieder in Frage stellt. Hier sind wir den Quellen des Sozialliberalismus so nahe wie nirgendwo sonst, und hier wird sogar der fundamentalistische Zweig der Grünen als dem Ursprung nach sozialliberal erkennbar: Als die Anwendung des vom sozialliberalen Bewußtsein vorzüglich hinsichtlich Kultur und Wissenschaft propagierten Prinzips der vorurteils- und kenntnisfreien Selbstbetätigung in der Politik. Und um wieder zur wirklichen Politik zurückzukehren: Hier hat die massenhafte Akzeptanz des vom Sozialliberalismus konkurrenzlos dargebotenen ideologiefreien reformistischen Eklektizismus ihre Ursache.

Ein so verstandener Sozialliberalismus erscheint als der angemessene ideologische Ausdruck unserer Zeit. Mag ja sein, daß die Welt für uns immer kleiner geworden ist, wie nicht nur Urlaubsprospekte und Raketenflugzeiten ständig nahelegen; der Teil von Welt, mit dem wir täglich umgehen, obwohl wir nicht wissen, wie er funktioniert, und von dem wir wissen, daß wir das nicht wissen und desungeachtet weiter herumhantieren, dieser Teil der Welt wird ständig größer. Er umfaßt neben einer Fülle technischen Gerätes, dem immer mehr Menschen mit einer Haltung begegnen wie die Magier (oder Verhexten) früherer Epochen den entsprechenden Utensilien, auch einen immer größeren Bereich der Gesellschaft, die sich in ihrer Funktion völlig anders darbietet, als noch die Eltern- und Lehrergeneration zu wissen glaubte. Die neue Bescheidenheit gibt sich nicht nur bei der materiellen Aneignung der Welt, wo sie mehr behauptet als praktiziert wird, sondern gerade bei ihrer geistigen Aneignung den Anschein von Beschränkung als den



von Tugend. Für viele praktische Zwecke mag diese Geisteshaltung geradezu eine Hoffnung sein, ein bürgerlich anständiger Staat wie andere auch zu werden; theoretisch ist sie geeignet, Denk- und Entwicklungsmöglichkeiten abzuschneiden und den status quo wirkungsvoller zu befestigen als jeder klassische Konservatismus. Der Flickenteppich ist dann nicht nur das Äußerste, dessen Realisierung wir vernünftigerweise von fehlbarer Kraft erwarten können, er wird zum schönsten Bild, das unsere Vorstellung noch von der Welt zu zeichnen vermag.

*Geheimnisverrat: Je mehr Brandt sich aufregte oder doch Empörung zumindest mimte (plötzlich sah man, daß der Mann einen Bauch hat), desto ruhiger wurde Kohl. Er sagte, der Sozialdemokrat verliere halt die Nerven, »weil man offensichtlich an Ihre Nerven herangekommen ist«, nämlich mit dem Vorwurf des Anti-Amerikanismus. Damit meinte er wohl, daß in der Bundesrepublik auf Sicht immer nur diejenige Partei den Kanzler stellen kann, die sich in Übereinstimmung mit der jeweils dominanten Linie der US-Außenpolitik befindet oder von ihr wenigstens ertragen wird, und daß die Reagan-Variante noch einige Zeit anhalten werde. Anti-Amerikanismus wäre insofern ein Verstoß gegen den ungeschriebenen Teil des Grundgesetzes. Auch erinnerte Kohl, ohne es offen auszusprechen, Brandt an die Bedingungen von dessen Aufstieg in den fünfziger und sechziger Jahren. So wie dieser hatte sich schon einmal ein SPD-Vorsitzender aufgeregt: Kurt Schumacher, der im November 1949 Adenauer den »Bundeskanzler der Alliierten« nannte. Dafür mußte er sich entschuldigen, denn ein Beharren auf dem Vorwurf hätte bedeutet, daß die SPD immer nur den Oppositionsführer stellen wollte, niemals aber selber einmal den Kanzler der Westalliierten.*

GEORG FÜLBERTH

Wilhelm Paul

## Groß Macht Politik

### Will das Mündel Vormund werden?

Die Raketen werden peu à peu stationiert, die Vergangenheit ist »gesühnt« (»wir haben aus der Geschichte gelernt«), der Bonner Einstieg in SDI scheint bevorzustehen. Das alles ist kein glattes Produkt bundesdeutscher »Vergeiseler« durch die »Supermacht« USA, zuviel wird an eigenen Bonner Ambitionen für die kommenden Jahrzehnte sichtbar, sobald man den Schleier der Verlautbarungen durchstößt. Will das Mündel Vormund werden, so hat das Konsequenzen: es muß sich anders artikulieren, auf jeden Fall aber jegliche nostalgische Verklärung der Vergangenheit abstreifen — sowohl des Reiches samt seiner »übersteigerten Machtpolitik« als auch des schrittweisen Wiedereinstiegs in die internationale politische Arena nach 1945 samt seiner entspannungspolitischen Highlights in den 70er Jahren. — Damit ist ungefähr das Terrain des machtpolitischen Diskurses der Herrschenden abgesteckt, der sich in den letzten Jahren entfaltet hat.

Solche — zunächst atmosphärischen, dann realen — Veränderungen schlagen sich auch im Wandel der politischen Gestik nieder, in der Symbolik der Staatsakte, im politischen Stil und in den politischen Typen, die zum Einsatz gelangen. Hier aber werden von konservativer Seite Vollzugsdefizite konstatiert. Der »Überschwang der Gefühle« sei vorbei, schreibt Ludolf Herrmann im »Rheinischen Merkur« (vom 27.4.1985), auch für den gefühlsseligen Kanzler Kohl. Der müsse »seinen sentimental Stil ändern, um die nächste Wahl zu gewinnen«. In diesem Licht erscheint die Bitburger Inszenierung als ein schlechtes Remake, als Imitation

sozialliberaler Politikgestaltung: »Hier ging es ein weiteres Mal um effektvolle Bilder und weniger um *gestählte Ergebnisse*.« (Herv. d. Verf.) Kohl hat solche »Ergebnisse« wohl auf's Gleis gebracht, doch argwöhnt die konservative Kritik, die »Erblast« des politischen Stils drohe den künftigen Ertrag zu verderben: »Die Bundesrepublik ist in ihrer Grundgesinnung sozialliberal geblieben« (L. Herrmann).

Gegen solche Erblasten richtet sich die Kritik eines der führenden bundesdeutschen Politikwissenschaftler, Hans-Peter Schwarz, die nun in einem Bändchen gebündelt vorliegt (»Die gezähmten Deutschen«). Diese Schrift stellt einen gewissen Höhepunkt in der öffentlichen Diskussion um den Daseinszweck dieser Republik dar, denn sie läßt die teils lahmoyant, teils drängend-fordernd vorgetragene, immer aber phänomenologisch verbleibende »Stilkritik« am Bonner Schaugeschäft hinter sich. Schwarz meidet die Untiefen politischer Rezensententätigkeit. Er versucht, eine Typologie des außenpolitischen Denkens und Handelns in der Bundesrepublik zu erstellen, um damit einen Beitrag zur Reformulierung des Konsenses der Herrschenden und in den ideologischen Staatsapparaten zu leisten. Was den Beitrag zum Anlaß macht, über Politikkonzepte zu reflektieren, ist sein »*politiktheoretischer Realismus*«. So jedenfalls hatte Arnheim Neuss am Beispiel von Carl Schmitt die Erkenntnisleistung bezeichnet, die »Realität des Politischen« ohne das Beiwerk »politischer Romantik« wahrzunehmen als das, was sie ist: »als Gewalthandeln und Sicherung von Gewaltverhältnissen«

(S. 27). Nun, Schwarz ist nicht Schmitt, es gibt konzeptionelle wie sprachliche Differenzen. In einem Grundanliegen weiß sich Schwarz aber den Schmitt'schen Intentionen verpflichtet. Mittels einer Kritik zeitgenössischer »politischer Romantik« will er die Grundelemente adäquaten (macht-)politischen Agierens der Bundesrepublik aufdecken und Anstöße geben für den seines Erachtens längst fälligen Stilwandel, der eben nicht allein und zuvörderst *gestischer*, sondern wesentlich *konzeptioneller* Natur zu sein habe. Schwarz geht es um die Rehabilitierung »analytischer Begriffe«, die seit 1945 tabuisiert worden seien: »Macht«, »Machtpolitik« und »Staatsräson« (S. 127). Damit gewinnt der Beitrag den Rang eines Versuchs, das Problem bundesdeutscher Normalität von den Positionen der Machtpolitik aus zu denken.

Wie immer man solchen Ambitionen gegenüberstehen mag, diesem machtpolitischen Realismus ist mit Rasonnieren oder Moralisieren nicht beizukommen, sind es doch gerade solche Haltungen, die Schwarz zum Gegenstand seiner Kritik erhebt, um sie konzeptionell zu transzendieren. Auch würde es nichts ausrichten, mit wohlfeilem »Antifaschismus« den Schatten Hitlers zu beschwören, denn aus diesem Kontext zu treten, ist wiederum Programm des »realpolitischen« Ansatzes.

Ausgangspunkt für Schwarz ist die machtpolitisch entscheidende »Lektion der Geschichte«. Sie lautet »Allianzsolidarität und Amerika-Treue« (S. 27). Dazu gebe es keine Alternative. Doch auch das Bündnis habe seinen Preis, »die Malaise der Abhängigkeit«. Denn der »Status eines Klienten der USA«, schreibt Schwarz in bemerkenswerter Deutlichkeit, ist »nicht ohne Risiken« (S. 25). »Ein abhängiger Staat ... entwickelt unvermeidlicherweise eine *neurotische Mentalität*.« (ebd.; Herv. d. Verf.) Diese ergebe sich aus dem spezifisch deutschen »Sicherheitsdilemma«, zwischen Konfrontation und Entspan-

nung eine Gratwanderung unternehmen zu müssen, um weder im Ost-West-Gegensatz aufgerieben zu werden, noch in einem KSZE-Europa der westlichen Bündnisolidarität verlustig zu gehen. Kurzum, Schwarz formuliert exakt die Folgekosten einer Weststaatsgründung, deren Rason in der Bollwerksfunktion gegen Osten bestand, aber eines autonomen Daseinszwecks entbehrte. Dieser innere Zwiespalt, der sich in Stil und Typik des politischen Verhaltens bis heute verfolgen läßt, mußte spätestens dann zum Problem werden, als die Bundesrepublik nach Ostverträgen und UNO-Beitritt normales Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft geworden war. Nun brach die Frage auf, wie denn diese Normalität inhaltlich zu füllen und mit der »Staatsräson« zu vermitteln sei. Schwarz unternimmt es, die Irritationen der Normalität zu bilanzieren.

Als Gewinn verbucht er das »selbstbewußte Ausgreifen in weltweite Zusammenhänge« (S. 35), mit dem ein »zunehmend als lästig erkannter Provinzialismus« (S. 37) überwunden worden sei. »Die gezähmten Deutschen aus der Bundesrepublik sind auf diesem Feld weiter gekommen als das Deutsche Reich mit seinem nervösen Streben nach einem Platz an der Sonne« (S. 39) — »Es geht offenbar auch ohne Schlachtflotte und ohne Kanonenboot« (S. 56) Möglich war das nur durch den Verzicht auf »autonome Außenpolitik«, wie das Reich sie getrieben hatte. Der »neue Stil« hieß »koordinierte oder integrierte Außenpolitik« in »engmaschigen Verbundsystemen«. (S. 40, 41) — Soweit, so gut. Doch bringt die Integration in die Staatengemeinschaft auch problematische Konsequenzen, die durch die »neurotische« Disposition noch potenziert werden: die Tendenzen zur »Harmonisierung«, zum »Moralismus« und zum »Pragmatismus« in den internationalen Beziehungen (vgl. S. 28 ff.). Das gehe bis in die unmittelbare Gegenwart: »selbst ei-

ne moderate Mitte-Rechts-Regierung (kann) nicht davon ablassen, ihre in der Grundanlage nüchterne Außenpolitik durch stark moralisierende Akzentsetzung gegen moralistische Kritik zu immunisieren.« (S. 49) Quintessenz solcher »neurotischen« Anwandlungen sei der späte »Triumph des Internationalismus« in der Außenpolitik: die Tendenz, auf Ausgleich, Kompromiß und friedliche Konfliktregulierung zu setzen samt der »charakteristische(n) Scheu vor dem Ernstfall der Konfrontation und des Krieges« (S. 129). Verlorengegangen seien »Gefahrensinn, Härte, Standhaftigkeit und Bündnisloyalität« (S. 57).

Angesichts der tatsächlichen Position der Bundesrepublik in der Weltwirtschaft und in den Bündnissen können die Ausführungen von Schwarz rasch als überzogen abgetan, als Zerrbild zurückgewiesen werden. Damit aber würde man sich der Chance begeben, die wirkliche Intention der Kritik zu würdigen, ihre innere Widersprüchlichkeit aufzudecken und damit auch die Konsequenzen an der tatsächlich wichtigen — und nicht nur rhetorisch günstigen — Stelle anzusetzen.

Was meint die Rede von »Internationalismus«? Es handelt sich um die »liberal-pazifistische Ideentradiition«, eine »für bürgerliche Gesellschaften generell gültige Mentalität« (S. 34), die nach 1945 in der Bundesrepublik »bereitwillig« übernommen worden sei. Gewiß, fährt Schwarz fort, »es gab und gibt auch (!) in der Bundesrepublik noch Reserven altüberkommenen (!) Selbstbehauptungswillens, die dem ... Geist des Liberalismus (!) noch nicht zum Opfer gefallen sind. Aber das geistige Klima ... ist eben nicht nur (!) ein Resultat der exponierten deutschen Sicherheitslage.« (S. 34) Somit klärt sich das Bild, und auf der Anklagebank sitzt unversehens die bürgerliche, liberale Ideologie *des Westens*. Die alte Konfrontation mit dem Liberalismus und dem Westen scheint wieder auf. In die-

ser Aversion wird sichtbar, daß die vielbeschworene Westbindung machtpolitisch halbiert ist und keine prinzipielle Öffnung zu den »westlichen« Ideologien des Liberalismus, Humanismus, geschweige denn Pazifismus beinhaltet. Unterschwellig, aber kaum verborgen, wird nahegelegt, daß es gerade solche »westlichen« Einflüsse waren und sind, die die »neurotische Mentalität« bundesdeutscher Außenpolitik fördern.

Ganz offensichtlich wird diese Intention, wenn man den Gegenpol, die Machtpolitik, im Verständnis von Schwarz betrachtet. Ganz gleich in welcher Erscheinungsform, dem deutschen Machtdenken wird »Wirklichkeitsinn« und »Gefahrensinn« attestiert (S. 126). Doch sollte man sich auch durch solche Ungereimtheiten nicht auf das Feld billiger Polemik locken lassen. Schwarz weiß sehr wohl zwischen »schrakenlosem Machtsstaatsdenken« und »verantwortlicher Machtpolitik« zu unterscheiden. Während er ersteres verwirft, empfiehlt er der Bundesrepublik letztere, aber befreit von jener »gequälten Zwiespältigkeit«, die noch das Denken eines Meinecke nach 1918 bzw. 1945 bestimmt habe (S. 114).

Einige Nutzenanwendungen solcher »Realpolitik« zeigen, welch gefährliches Gleis hier betreten wird.

Als ganz große Schwäche der »Mitte-Rechts-Regierung« verbucht Schwarz, daß die Stationierung »nicht etwa aus dem nationalen Sicherheitsinteresse der Bundesrepublik, bezogen auf den Krisenfall, ... sondern ... vorwiegend mit der Bündnisloyalität begründet« wurde (S. 146). An die Stelle der Fremdlegitimation via Bündnis hat die souveräne Entscheidung über das zu treten, was aus Staatsräson angemessen ist. In dem gleichen Sinn argumentiert Schwarz: »Treten Zielkonflikte mit den Machtinteressen der Alliierten auf, besonders der amerikanischen Hegemonialmacht, so haben natürlich die Interessen des eigenen Staates (!) Vorrang.« (S. 163) Diesem Bekenntnis zur Staatsräson —



natürlich mit dem »hunnischen Souveränitätsbegriff« (Ridder), dem sog. Recht auf Krieg (vgl. S. 117) gekoppelt — entspricht eine Machtethik, deren Kriterium der Erfolg ist und der alle Machtinstrumente legitim sind: »Die Instrumente sind gewiß nicht wertneutral ... Entscheidend aber ist der Effekt.« (S. 161)

Der Bogen von der bundesdeutschen Normalität zur deutschen Kontinuität schließt sich aber erst dann vollständig, wenn Schwarz Selbstbild und Ziele »verantwortlicher Machtpolitik« beschreibt. Anders als etwa Waldemar Besson, der der Bundesrepublik die Staatsräson einer Mittelmacht empfahl (vgl. S. 424 ff.), gibt Schwarz ihr den Status einer »regionalen Großmacht«. »Die führende Rolle der Bundesrepublik in der EG, ihre Schlüsselfunktion im europäischen Gleichgewichtssystem und ihr globales Gewicht als Welthandelsgrößmacht legen es nahe, sie als verkappte Großmacht zu verstehen, die aus verständlicher Vorsicht (!) ihre Machtmöglichkeit mit der Bezeichnung 'Mittelmacht' tarnt.« (S. 79) Nur Michael Stürmer, Erlanger Historiker und — wie übrigens auch Schwarz — historisches (Ge)Wissen des Kanzlers, hat dies kürzlich noch prägnanter formuliert: »Aus Geographie und Geschichte Europas hat die Bundesrepublik Deutschland die alte *deutsche Schlüsselrolle in Europa* geerbt, und nur Träumer können glauben, die Deutschen können sich ihr entziehen.« (FAZ vom 7.5.1985; Herv. d. Verf.)

Nun erst ist der Kreis geschlossen: das Ressentiment gegenüber dem Westen, das nur eine Paraphrase der tiefen Abneigung gegen die Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie ist, paart sich mit dem wie selbstverständlich vortragenen Verlangen nach kontinentaleuropäischer Hegemonie. Der Schatten, der auf dieses Konzept fällt, ist länger als der von Hitler — es ist der Schatten des »deutschen Sonderweges«. Freilich haben sich die Bedingungen

und Möglichkeiten gewandelt, aber das machtsstaatliche Konzept, das hier entworfen wird, steht in der alten Kontinuität.

Doch nicht allein das gilt es als konkrete *Warnung* davor zu rezipieren, wohin die »regionale Großmacht« Bundesrepublik steuern soll. Der Nutzeffekt der Arbeit geht darüber hinaus, und er wird gestiftet durch den machtpolitischen Realismus, dem sich Schwarz verbunden fühlt, und den man nach dem Vorangegangenen kaum mit realistischer Machtpolitik verwechseln dürfte! So enthält das Buch eine *Aufforderung*, nämlich zu begreifen, daß die entscheidenden Fragen des künftigen Entwicklungsweges der Republik politische und das heißt Machtfragen sind, die — was Schwarz von seinen anthropologischen Prämissen (vgl. S. 134) nicht sehen kann — zwischen Klassen bzw. Klassengruppierungen und ihren jeweiligen hegemonialen Kräftekonstellationen ausgetragen werden. Die konkrete Anwendung solcher Machtfragen auf die internationale und Bündnispolitik der Bundesrepublik würde dann nämlich Fragen evozieren, denen Schwarz vorschnell ausweicht: ob es nicht in der souveränen Kompetenz und tatsächlichen Macht dieser Republik läge, sich des — auch selbstgesetzten — »Sicherheitsdilemmas« zu entledigen und ihre Rolle im Ost-West-Verhältnis neu zu bestimmen; und ob die Bundesrepublik kraft ihrer tatsächlichen Souveränität nicht die Möglichkeit hat, Stationierungsprozesse »autonom« zu stoppen und zu revidieren, etwa zugunsten eines Konzepts »struktureller Nichtangriffsfähigkeit« innerhalb einer atomwaffenfreien Zone...

Da die Konstitutionsbedingungen von Macht nicht durchschaut werden, wird Schwarz selbst von der »politischen Romantik« eingeholt. Sein Politikbegriff (als sog. »Kunst des Möglichen«) unterliegt der sich zu Wiederholungszwängen steigenden Illusion

letztlich schrankenloser Manipulierbarkeit, weil Ewigkeit von Macht, während ein realistischer Politikbegriff ökonomischer Provenienz, der solche schlechte Unendlichkeit hinter sich läßt, auch die Bedingungen des Frie-

dens zu denken und — durchaus machtpolitisch — zu gestalten versteht.

So befindet sich Schwarz' Buch ungewollt auf der Höhe der Zeit: Fragen werden aufgeworfen, die gestellt werden müssen.

Die vorstehenden Ausführungen beziehen sich auf: Hans-Peter Schwarz, Die gezähmten Deutschen. Von der Machtbesessenheit zur Machtvergessenheit, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1985, 191 S. Im Text erwähnte Literatur: Waldemar Besson, Die Außenpolitik der Bundesrepublik. Erfahrungen und Maßstäbe, Frankfurt — Berlin — Wien 1970. Arnhelm Neuss, Politik und Gewalt. Skizze zum Begriff des Politischen mit besonderer Berücksichtigung Carl Schmitts, in: »Konsequent«, SB 6, 1984, S. 11 ff.

*Lückenlos ist die Welt, doch zusammengehalten von dem, was sie nicht behaust, von den Verschwundenen. Sie sind überall. Ohne die Abwesenden wäre nichts da. Ohne die Flüchtigen wäre nichts fest. Ohne die Vergessenen nichts gewiß.*  
Hans Magnus Enzensberger

Johannes Weyer

## Kontinuität oder Bruch

### Die Nachkriegsplanungen des deutschen Kapitals in den Jahren 1943 ff.

Am 1. Oktober 1918 diskutierte die Oberste Heeresleitung der deutschen Wehrmacht die sich aus der katastrophalen militärischen Situation ergebenden politischen Konsequenzen. General Ludendorff konzipierte die 'Revolution von oben' mit folgenden Worten: »Ich habe aber S. M. gebeten, jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu verdanken haben, daß wir soweit gekommen sind. Wir werden also diese Herren jetzt in die Ministerien einziehen lassen. Die sollen nun den Frieden schließen, der jetzt geschlossen werden muß. Die sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebracht haben.« Nicht minder planvoll und politisch weitsichtig verfuhr man in den Jahren nach 1930. In einer Vortragsnotiz aus dem Reichswehrministerium heißt es: »Ziele im Winter 31/32: Heranführen der Nazis an den Staat. Tragende Schicht für die Regierung Zentrum bis Nazis.«

Das Ende des Faschismus, eine besonders markante Umbruchsphase, ist von der historischen Forschung merkwürdigerweise unter dem Blickwinkel der Taktik der herrschenden Klasse bisher kaum untersucht worden. Häufig wird die Politik des deutschen Kapitals in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges so dargestellt, als habe es bis zum Ende verbissen das faschistische System unterstützt. Nur eine kleine, dem Widerstand des 20. Juli nahestehende Gruppe, die stärker auf ein marktwirtschaftliches System orientiert war, habe gegen diesen Kurs opponiert. Denkt man diese Auffassung weiter, so wird man kaum umhinkommen,

das Datum 1945 als einen einschneidenden Bruch in der Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland zu interpretieren; salopp formuliert: Das Kapital hatte sich blind in den Faschismus verrannt und war nun (1945) mitgefangen. Sicherlich gibt es einige Indizien für Diskontinuitäten, etwa die Tatsache, daß führende Repräsentanten des deutschen Kapitals sich in den Nürnberger Prozessen für ihre Taten verantworten mußten — ein bis dahin beispielloser Akt.

Doch würden mit einer solchen Interpretation gerade die Gruppen, die sich in anderen historischen Situationen stets strategisch geschickt verhielten, wenn es galt, das System als solches zu retten und damit ihre ureigensten Interessen zu wahren, ausgerechnet im Hinblick auf die Endphase des Faschismus zu 'dummen Jungs' degradiert — eine Auffassung, die der vermeintlichen Irrationalität des Faschismus aufsitzt und das Kapital als historischen Akteur unterschätzt. Eine solche Interpretation ist angesichts neuerer Forschungsergebnisse, wie sie schon 1982 von Ludolf Herbst («Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939-1945») vorgelegt wurden, nicht zu halten. Die Planungen verliefen für den Übergang zu einer Nachkriegsordnung, dessen zentraler Fixpunkt die Nicht-Antastung der bestehenden Wirtschaft- und Gesellschaftsordnung sein sollte, genauso strategisch und planvoll wie zu anderen Zeiten.

Das Konzept einer von staatlichem Dirigismus freien Marktwirtschaft wird

zumeist der neoliberalen Richtung der Nationalökonomie zugeordnet, die etwa seit der Weltwirtschaftskrise 1929 ff. als Freiburger Schule (Alexander Rüstow, Wilhelm Röpcke, Walter Eucken, auch Ludwig Erhard) auftrat. Die Aktivitäten dieser Schule während des Faschismus werden häufig — etwa vom DDR-Historiker Werner Krause — als »echte bürgerliche Opposition«, als »antimonopolistische Opposition« gegen die faschistische Form des staatsmonopolistischen Kapitalismus interpretiert. Die Verbreitung neoliberaler Ideen sei — so Krause — »eine Reaktion auf die faschistische Zwangswirtschaft«, die durch ihre Forcierung der Aufrüstung um jeden Preis bestimmte Teile des Bürgertums benachteiligte.

Dagegen ist zu berücksichtigen: Erstens hatte ein Nachdenken über die Nachkriegsordnung der Wirtschaft und der Gesellschaft nicht per se oppositionellen Charakter, denn auch das NS-System mußte angeben, wozu die kriegsbedingten Verzerrungen und Einschränkungen nötig waren. Das System mußte die momentanen Opfer mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft kompensieren, in der kriegswirtschaftlich bedingte Zwangsmaßnahmen wieder zurückgenommen und eine Angleichung von wirtschaftlicher Realität und NS-Ideologie (die z. B. tendenziell antimonopolistisch war und planwirtschaftliche Systeme ablehnte) vollzogen werden würde. So wurden durch Umstrukturierungen im Jahre 1943 die Kompetenzen des Reichswirtschaftsministeriums (RWM) in einer Weise umdefiniert, die es zum brain-trust werden ließ. Im RWM sollten richtungsweisende Konzeptionen vor allem für die Nachkriegsordnung der Wirtschaft entwickelt werden.

Zweitens jedoch wurde auch die Industrie von sich aus aktiv, weil selbst die großen Konzerne, die maßgeblich an Hitlers Inthronisierung beteiligt gewesen waren und von seiner Politik am meisten profitiert hatten, allmählich

spürten, daß ein Festhalten am Kurs des totalen Krieges zur totalen Niederlage, d. h. möglicherweise auch zur Beseitigung kapitalistischer Verhältnisse durch eine soziale Revolution, führen könnte. Die Gefolgschaft für Hitler seitens der Großindustrie endete dort, wo es um ihre ureigensten Interessen ging. Nicht nur aus militärisch-politischen Erwägungen kam die Großindustrie 1943/44 zu der Einsicht, daß ein Umdenken nötig sei; allein die volkswirtschaftlichen Bilanzen zeigten mit kaum zu überbietender Deutlichkeit, daß das NS-System abgewirtschaftet hatte, d. h. die ökonomischen Grundlagen einer kapitalistischen Wirtschaft nur noch künstlich durch Kriegsbewirtschaftung erhalten konnte. Der — auch finanzwirtschaftliche — Ruin war abschbar, so daß Überlegungen zu einer wirtschaftlichen Neuordnung — zwecks Beibehaltung des Systems als solchem natürlich — für das Kapital im eigenen Überlebensinteresse unausweichlich wurden.

Das heikle Problem, wie man — mit oder ohne Faschismus — die Kuh vom Eis bekommen könnte, wurde sehr vorsichtig und diskret angegangen. 1943 konnte noch niemand abschätzen, ob der Faschismus, wenn auch 'zurückgeworfen' auf das 'Altreich', nicht doch überleben würde, ein Arrangement also ratsam sein könnte. So plante die Industrie einerseits in internen Zirkeln, kooperierte andererseits aber mit NS-Stellen, vor allem dem RWM, um auf die Nazi-Politik möglichst weitgehend einzuwirken. Die SS gab dem gesamten Unternehmen die Rückendeckung und schirmte es nach außen hin ab. In der Diskussion der Jahre 1944/45 wurde der Planwirtschaft, wie sie sich im Faschismus in Form der Rüstungswirtschaft herausgebildet hatte, eine deutliche Absage erteilt. Entworfen wurde als Gegenkonzept das Modell einer auf privater Unternehmerinitiative beruhenden, zugleich aber staatlich gelenkten Marktwirtschaft.



Als die gefährlichste Phase wurde in allen Planungen die unmittelbare Nachkriegszeit, die sog. Demobilisierungsphase angesehen, durch die es unbedingt hindurchzukommen galt, wollte man das Ziel, den Erhalt des Systems und die Modifikation der Wirtschaftsordnung in Richtung auf eine staatlich gelenkte Marktwirtschaft, überhaupt erreichen. Zweck aller Planungen war folglich die Vermeidung eines sozialen Umsturzes und die Verhinderung von »sozialwirtschaftlichen Experimenten« (Erhard 1943/44). Man plante daher — wie es in der Nachkriegsentwicklung dann auch tatsächlich sich abspielte — eine zwei bis drei Jahre dauernde Übergangsphase. Vor allem Erhard, der 'Vater des Wirtschaftswunders', stellte solche Überlegungen an. Diese sollte als Verlängerung der Kriegswirtschaft in den Frieden hinein verstanden und 'abgebucht' werden. Erhard rechnete die Kosten dieser Phase in seinen Kalkulationen als Kriegskosten ab.

Einen solch komplizierten Übergang von einer Form des Kapitalismus zu einer anderen galt es besonders angesichts der heiklen weltpolitischen Situation und der keineswegs sauberen Weste der Großkonzerne sorgfältig vorzubereiten. Das war nicht unproblematisch, da der faschistische Staat für sich ein absolutes Informations- und Planungsmonopol beanspruchte. Volkswirtschaftliche Daten wie z. B. das Bruttosozialprodukt einzelner Branchen, die Handelsbilanz mit bestimmten Ländern etc. etc., die zum Repertoire jeglicher wirtschaftlicher Planung gehören, existierten im Faschismus nicht bzw. (wenn doch) unterlagen der strengsten Geheimhaltung. Alle Nachkriegsplanungen waren jedoch ohne eine Bestandsaufnahme des Ist-Standes etwa an Produktionskapazitäten, an Arbeitskräften, an Rohstoffen etc. sinnlos. So begannen die von RWM und Großindustrie eingerichteten Arbeitskreise und wissenschaftlichen Beraterstäbe ab 1944 volkswirtschaftliche

Daten zu sammeln und wirtschaftliche Bilanzen zu ermitteln. Dabei wurde nicht nur die Lage des Reiches, sondern die Welthandelslage insgesamt analysiert und damit zugleich ein wirtschaftlicher wie militärischer Kräftevergleich Deutschlands und der Alliierten möglich. Zudem wurden die Nachkriegsplanungen der Alliierten genauestens studiert.

Allen Modellrechnungen — unabhängig vom antizipierten Kriegsausgang — war gemeinsam, daß Deutschlands wirtschaftliche und militärische Überlegenheit nur auf dem Papier stand, daß im Nahrungsmittel- und Rohstoffbereich nach dem Krieg ein starker Mangel herrschen werde und eine wirtschaftliche Kooperation mit den während des Krieges hemmungslos ausgebeuteten europäischen Ländern sehr unwahrscheinlich sein dürfte. Deutschland würde also wegen der Importabhängigkeit und der gleichzeitigen Notwendigkeit, eigene Produkte zu exportieren, stark vom Weltmarkt abhängig sein, im Klartext: von den USA, die den Weltmarkt kontrollierten. Die politischen Konsequenzen, die das deutsche Kapital gegen Ende des Faschismus zog, ergaben sich also primär aus der Analyse der ökonomischen Situation, wobei allerdings eine Überlegung nie angestellt wurde, nämlich ob die Zeit nicht vielleicht reif für eine Demokratisierung der Gesellschaft sei. Im Gegenteil: Alle Nachkriegsplanungen bewegten sich innerhalb eines »autoritären« Wirtschafts- und Sozialmodell(s)« (Herbst, S. 458).

Kernpunkt der noch vor Kriegsende geplanten und z. T. in die Wege geleiteten Maßnahmen war die Neuordnung des Finanzwesens, unabdingbar für einen Wiederaufbau. Die NS-Finanzwirtschaft hatte zum Ruin sämtlicher marktwirtschaftlicher Beziehungen im Inland und im Außenhandelsverkehr geführt. Der geniale Entwurf, der diesen Ruin kompensieren sollte, war die von Erhard 1943/44 konzipierte Währungsreform.

Alle finanzpolitischen Probleme, die der Faschismus angehäuft hatte und die tendenziell zum Sprengsatz des Systems hätten werden können, waren mit der Währungsreform auf einen Schlag beseitigt.

Auch für die letzten Jahre des Faschismus gilt also, was in den letzten

Jahren des ersten Weltkriegs galt: Dieselben Kreise, die maßgeblich an der Installation eines faschistischen Systems in Deutschland beteiligt gewesen waren, konzipierten dessen Ablösung durch ein anderes, wiederum vorrangig auf ihre Profitinteressen zugeschnittenes System.

*In vitro befruchtete menschliche Eier lagern in Kühlschränken. Welche Stellungnahme wird die katholische Kirche abgeben, wenn der Strom ausfällt?*  
Waltraud Schoppe

Claus Bremer

## Gute Dramaturgie

Passieren Ré die chauffiert

&amp; ich

in Allschwil die Grenze

Elsass

Abenddämmerung

Frankreich

brandet

in kurzen Landschaftswellen an

Dunst

weisses Baumbühn

Essen im Jenny

Hagenthal

Wieder nach Haus

Zuhause TV

Cassavetes' SHADOWS anschauen

Gute Dramaturgie

UNTERLEGENE HELDEN

DER SORGE DES PUBLIKUMS ANZUVERTRAUN

Manfred Esser

## Vom Anschein des Westens

I. (für Jan Peter Tripp)  
 Stuttgart, die gute Stadt der Automobile und Auslandsdeutschen, hatte den ganzen langen Sommertag zwischen ihren Hängen aufgewärmt, ihn in ihren Häuserzeilen, den gewundenen und den geraden, hartgekocht für die Insassen und Passanten. Blendend hatte zuoberst die weißblonde Sonne ausgesehen, gleisnerische Effekte hatte sie versendet mittels verschiedener Straßenzüge, der unberechneten Glasflächen der Werkstätten und Verwaltungsgebäude, hatte ausführlich mit ihrer eigenen Brechung gespielt, um dann in Bündeln vorzupreschen gegen das organische Leben, aus einem gekippten Fenster heraus, aus dem Einschnitt ins Dach einer Fabrik, im Rückprall von braungetönten Scheiben, Fassaden. Hitzig noch trafen die heißen Kegel bei ihrer Wiederkehr auf ihre Schwächungen in giftigen Schichten, in Schatten von Schatten, in grünlich verwesenden Gespinsten, in den entwässerten Gedanken. Aber sie machten vergessen, diese brennenden, sengenden Kuppeln, ihre Entstehung aus rechten Ecken: und dann gab es keine Farbe mehr. Ohne anzustoßen hatte man das Ungeheuerliche ergreifen können — im Staub, als allgemeines Ergrauen, Hunde im Park aus Basalt, plötzlich Sand die Säulen der Könige, atomaren Ursprungs die Berger Sprudler — Abschußrampen ohne Nässe, solche soldatische Ordentlichkeit der Weinstöcke auf halber Höhe, eine Landschaft als Kläranlage, bereinigt, für ewig gezeichnet, ein jeder Fleck augenscheinlich radiert. Nicht mal Stammheim und die Straßen waren geblieben, wo sie waren; es hatte sich in sie verwandelt, was unter ihnen und was über ihrem Rand lag. Im Gegenlicht nahmen sich die Streifen Walds beim sehr bleichen Himmel droben aus wie befallen von einem inneren Siechtum. Überall trieb Gegenlicht quer, zwischen zwei Schleusen, zuunterst im Tal der Neckar — ein Bruchstrich aus Leder. An ihm entlang hielten Blechglieder eine Kriechspur besetzt, zuckten dann und wann vor — ohne Füße, wie die Schlangen. Stockten.

II.

Halbwegs zwischen den Arbeitsämtern der Neckarstraße, vor der Staatsanwaltschaft am Stöckach, verspürte Frau Weigel, daß mal wieder ein Gratsplitter aus der Haut hervorwollte; derart trat die Schärfe auf ihre Schläfe. Durch das Gehirn eines Mannes, der sich in Begleitung einer härenen Anthroposophin vor der Buch- und Kunsthandlung Wendelin Niedlich beim Polizeipräsidium einstellte, wanderte eine komplette Kugel des letzten Kriegs. Im U-Bahn-Schacht Rotebühlstraße bzw. -kaserne, Finanzamt, hinter einer schulterbreiten Tür zwischen zwei Fahrkartenselbstbedienungsautomaten, lagen fein säuberlich ausgerichtet die Kernseifen für 4000 Personen auf den Rändern der Wasch- und Scheißbecken in den Rillen. Und wer außer dem schweißgebadeten Buchhändler wollte wissen, daß auch derjenige den Al-



bert Einstein als den gefährlichsten deutschen Atombombenbauer eingestuft hatte, der Große Bruder des Präsidenten der Bundes-Republik (Bunz-Rubrik in der gestichelten Aussprache des Buchhändlers), — daß auch jener sogenannte Vordenker und Kanzlerberater sich einen Privatbunker unter seine Villa hatte setzen lassen mit allerlei Zuschüssen — wohl für die in ihm und seinem Glanz schlummernden Kräfte —

Für die Architekten sämtlicher hiesigen Bunkervillen und Leichenhallen indes, samt Angehörigen, gabs fürserste Gold, Pelze, Kaviar und Diamanten aus der Großen Sowjetunion drüben in der Calwer Passage. Als Schweizer von nichts und niemand betroffen, guckte Diter Rot bei einem kleinen Pils im Café einer Herde Höherer Töchterchen von der Gänsheide zu, wie sie da leckten nach italienisch Gefrorenem — bis, auf ein Wort unter vier Augen, Wendelin Niedlich sich zu ihm gesellte.

»Scheißheiß«. (In manchen Fabriken putzten sie jetzt die Maschinen.) Keine Rede von Lambert Maria Wintersberger, der in seinem Atelier stand, nackt, und malte.

Zweifel, wen Frau Weigel liebte; es zuckte aus der Schläfe wie ein heftiges Gewürz.

Feuer, mit der Zunge berührt.

Trocken -/-

### III.

(für Gert Elsner)

Der Punker ließ seine kleine Braut stehn vor MacDonalds und begab sich klirrenden Schritts durch die Unterführung. »Bullen sind Nullen«, das hatte er selbst aufgesprüht — auf den Einlaß zum ABC-Bunker. Bis zum Feuersee war seine Bierflasche leergemacht, und er zertrümmerte sie auf dem Ufergeländer. Dann begann er zu rennen, Röte-, Reinsburgstraße, heim. Heim? Mütterchen Sonne, nein, kreischte es in ihm, gelbe Zwergin, warum mordest du uns nicht selbst? In seinem Seelenschmerz schmetterte er die eigene Kompaktanlage durch drei Ecken seines Zimmers; was Plastik war, zerbarst. Dann war er weg, der Kerl.

Nun blies der Bauleiter die Erdarbeiten ab an den Fernwärmeleitungen im Westen; nächstens kämen sodann die Kabel. Stillstanden die Zeiger der Kräne und die Zahnreihen der Bagger, und aus den Gräben kletterten die stämmigen Stämme des Mittelländischen Meers. (Das Licht ist dies, daß Durchsichtiges als Durchsichtiges da ist.) So waren die Perlen aus ihren Poren hervorgerollt; der Bauleiter hielt sie behelmt; das war Pflicht. Zeichen sind gespeichert in einem Zeichen, das seines Zeichens von anderer Bedeutung ist — als seine Verordnung ausweist. Uns geht es gleich. Zufußeln die Gummidinger, Sachen, die nach ihren Namen suchen und denen, die sie tragen. Wie wir.

Wir? »Jetztet halt dei freie Gosch!« Zwar unterschieden die vom Preßluftbohrer noch nicht, ob sie selbst weiterzitterten oder der Erdboden im Westen. Man schätzt und schätzt ein, was man grade verfolgt. Einst im Knast in der Türkei fraß jener Orhan das Stroh seiner Matratze auf. Denn verhungert, so sagt sich manch ein Volk ohne Baum, ist auch gestorben. Wie man sich ändern muß, nicht zu krepieren, zu verstauben. Die Differenzen in der Befreiungsbewegung wurden vom Gegner selbst ausgelöscht. Auch hier. Ihr. Seht an den Autos entlang, seht diese wuchtigen Gründer-

Häuser und seht hinter sie. Wer Heckenrosen erwartet, sieht Besitzverhältnisse. Einfriedungen, Absperrungen, Gestänge, Schnüre, Draht, Zaun. Produktion; Eigentum. Hintenrum, mit gewagtem Behagen, schrieb Papa Theodor Heuß selbstgefällig und präsidial schon 1915: »Heute führen wir den Kampf um den Weltmarkt ... nicht mit der Möglichkeit der Preisunterbietung im Warenverkehr, sondern mit der gesteigerten Qualität unseres Volkes. Die Arbeiter kämpfen, wenn man das drastisch ausdrücken will, mit Gewehr und Handgranate für die Profitrate des Unternehmers, und dieser kann nur wünschen, daß sie recht ausdauernde Soldaten seien.«

Der Bauleiter und Orhan kamen um die Ecke, wo der kleine Kaufmann aus Erzurum seinen Laden betrieb und sich gedacht hatte: die Sprache ist nicht so wichtig wie Geschäft und Stadt; die, die sich am meisten mißtrauen, die Kaufleute, die wahren, die so eng zusammenrückten zu Städten; die, die jedermann mit Wörtern übers Ohr hauen, entwickelten die Industrien: und dann gründeten sie vereint die Gesellschaften, denen das alles zufiel. Der Mensch will Geld sehen. Ihm gefiel das Gleichnis seines Landsmann vom Preßluftbohrer: messingisch wie ein neuer deutscher Groschen sehe die Sonne draußen aus über Almanya — großartig: alles lief hier ins Geld. Und Orhan hatte nicht weit zum Hinterhof, wo er wohnte mit drei andern zu ebener Erde; da waren die Container, da waren die Kuttereimer am Platz, wenn sie hereintraten, wenn sie heraufsahen.

Wer aber sah zu wem? Begann es nicht jetzt, nach Feierabend, am Wochenende, deren Leben, zu grassieren? Hatten sie zudem nicht noch weit hinten die andere Heimat, die keiner ihnen nahm? Ich stecke das weg, bestimmte der Bauleiter und durchquerte das anstehende Spekulationsareal, den Abenteuerspielplatz, seinen Jungen zu suchen. Die Macht des Kapitals zersetzte alle Bau-, Grund- und Bodengesetze im Westen, das wußte er; warum sollte sie nicht auch die Körper der Menschen kommerzialisieren und ihre Begehren entleeren? Auch die Gewalt ist von Phantasie umgeben. War das nicht die Sprühschrift seines Ältesten, dort, auf der Bretterwand, wo stand: »Hurra — Scheiße ist im Sternenhimmel«? Wie kann man von einem Tanz den trennen, der tanzt?

Den Bauleiter, auf der Suche nach seinem Jüngsten, grämte sein Ältester. »Deutschland wird eine Gaskammer«. — »Nicht, daß ich wüßte!« — »Ich hau ab.« Und dann hatte er nichts mehr gesagt, in keinem Fall. In ihm selbst klangen die Worte einer politisch frontal gebrochenen Generation, die Worte seines Vates nach: »Sei fleißig, Kind, doch hörst du, weine nicht!« Und nun, in diesem Augenblick, sah der Bauleiter an eine Brandmauer gemalt den Teufel mit der Forke. Laß das flüchtige Bild! Kein Ding kann sein eigenes Symbol sein. Gemalte Teufel sind nicht das Symbol wirklicher Teufel, auch nicht Geister krimineller Energie, sondern Scheinteufler. Doch schon solche machen diese Hölle — so heiß. Es schwitzte der Bauleiter.

Der Sinn ist früher da als die Sinnggebung oder der Wahnsinn. Jeder Schritt indes will gelten als Schritt. Wissen, was man sieht. Man kann ja wissen, wenn man will. Unter der Gnadenlosigkeit des Himmels, unter der Erbarmungslosigkeit der Sonne überstrahlte eine, nein, seine Versicherung die Wohnmaschinenfragmente, war eine, nein, seine Bank hochaufgebaut, gingen Rückstände von einheimischem Wasser und gemeinsamer Luft zu Boden, und in der Krume der Kaserne unter seinen Schuhen parkten die

Schwermetalle. Wohin lief er, nach Kontakten? Nein, seinen Sorgen ging er doch nach. Bücher, die er las, sprachen von einer Destination. Daß derartige Dinge sich aber nicht nur in der Literatur, sondern in Wirklichkeit abspielten, das wußten die Bücher nicht zu vermitteln.

Endlich stieß der Bauleiter auf seinen Jüngsten unter der Gruppe im Gerümpel, im Gestrüpp; Rotz war aus seinen Nasenlöchern gelaufen und sommerlich verwachst. »Is was?« — »Ich schau vorbei«, sagte der Bauleiter sanft. — »Jeder weiß alles«, nölte das Söhnchen. — »Keiner weiß nichts«, erwiderte der Bauleiter, holte dann aus: »Wißt ihr Typen zum Beispiel, daß zwei von den drei Stickstoffatomen, die wir atmen, schon Saurier und andere Verstorbene geatmet haben?« —

»Na und?«, knurrte sein Junge, abwartend verhielt sich die Gruppe. Dann, nach dem Abgang des Vaters, sagte er: »Aber das dritte!« — »Ein Gitteratom!«, rief sein Freund. Und die Holderbusch-Runde auf undurchlässigen Plastiksäcken und Pappkartons war aufgeweckt genug, dem zu folgen.

Rob Burns

## Pessimismus des Verstandes — Optimismus des Willens

Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus\*

»Statistics can be made to prove anything«, ähnlich Geschichtsdaten. Aber so selbstverständlich es ist, daß sich eine marxistische Analyse nicht auf das Niveau der reinen Kalendergeschichte reduzieren lassen darf, ist dennoch beim Vergleichen der jüngeren Geschichte Großbritanniens und der Bundesrepublik der Signalcharakter zweier Daten nicht zu übersehen. 1972 begann in England der erste von mehreren Bergarbeiterstreiks, die dann zwei Jahre später zum Sturz der Konservativen Regierung Edward Heaths führen sollten und damit der britischen Linken ein neues Selbstbewußtsein und Vertrauen in die Stärke der organisierten Arbeiterklasse einflößten; in der BRD indes verbindet sich mit diesem Datum vor allem die fatale Inkraftsetzung des Radikalenerlasses, der im Zeichen einer von Terrorismusfurcht angeheizten Hysterie eine Phase der Diskriminierung und Verfolgung der westdeutschen Linken einleitete, die diese in die Defensive drängen sollte. Das Jahr 1983 — ein Jahrzehnt später also — markiert für England den zweiten und diesmal erdrutschartigen Wahlsieg von Margaret Thatcher, die knapp zwei Jahre danach durch die Niederwerfung der nochmals in den Streik getretenen Bergarbeiter der klassenkämpferischen Solidarität der Arbeiterbewegung in Großbritannien einen schweren Schlag versetzt hat; die ebenfalls im Jahre 1983 abgehaltenen Bundestagswahlen hingegen bestätigten zwar die Bonner »Wende«, führten aber auch zum Wahlerfolg der Grünen, mit deren Einzug in den Bundestag die über ein Jahrzehnt andauernden Aktivitäten der verschiedenen außerparlamentarischen Bewegungen einen parlamentarischen Niederschlag fanden. Kurzum, die Zeitspanne 1972-1985 läßt einen Umschlag in dem jeweiligen politischen Klima und Kräfteverhältnis innerhalb der beiden Länder deutlich werden.

So wenig beispielsweise derzeit in der BRD von einem »Kohlismus« die Rede sein kann — es sei denn, man verweist damit auf neuere Tendenzen in der Geschichte des deutschen Kabarett — so sehr müßte eine derartige Analyse des britischen Regierungswechsels dem Fehler anheimfallen, das qualitativ Neue an der Klassenpolitik des Thatcherismus zu unterschätzen bzw. völlig zu verkennen. Gerade diese Fehleinschätzung unterlief neuerdings Peter Glotz in seinem Versuch, eine Parallele zwischen Großbritannien und der BRD zu konstruieren: »Wir Sozialdemokraten möchten vermeiden..., daß der Produktivfaktor 'Sozialer Friede'... in Gefahr gerät und daß wir in Deutschland diesen Arthur-Scargill-Effekt bekommen. Deshalb bieten wir unsere Dienste als Gesprächspartner, wo es sinnvoll und notwendig ist, auch als Gesprächsvermittler an.« Freilich ist der marxisti-



sche Gewerkschaftsführer Scargill alles andere als ein Verfechter der vom SPD-Bundesgeschäftsführer so gehegten »antagonistischen Kooperation«, doch läßt diese Aussage kaum ahnen, bis zu welchem Grad die gezielte Vernichtung gerade dieses reformistischen »Grundkonsenses aller Demokraten« dem Margaret-Thatcher-Effekt zugrunde liegt und schon seit sechs Jahren durch den ungeniert geführten Klassenkampf von oben in Großbritannien vorangetrieben wird.

Dadurch, daß sie nicht nur den herrschenden sozialen Konsens abgeschafft hat, sondern dessen Abschaffung von vornherein explizit und mit allem programmatischen Nachdruck als ihr anvisiertes Ziel verkündete, unterscheidet sich diese Regierung sowohl von ihrer unmittelbaren sozialdemokratischen Vorgängerin als auch von nahezu allen anderen britischen Regierungen in diesem Jahrhundert. Durch diesen Anspruch, die verkürzten Strukturen eines über Jahrzehnte von Regierungen jeglicher Couleur gepflegten Systems des Klassenkompromisses aus den Angeln zu heben, gelang es der neuen Rechten, sich von ihrem herkömmlichen Bild als *status quo* Bewahrerin loszulösen, sich als die radikale Kraft des politischen Umbruchs anzupreisen und schließlich auch zu etablieren.

In der Praxis entsteht eine besondere Form des kapitalistischen Staats, die sich am besten als autoritärer Populismus bezeichnen läßt. Der autoritäre Charakter der Thatcher-Regierung manifestiert sich in ihrer Attacke auf die Arbeiterklasse. Die reiche Palette der Bürgerrechte und -freiheiten einengenden Maßnahmen, die in der ersten Phase des Thatcherismus getroffen wurden — z.B. die verschiedenen Versuche, dem Protest der Greenham-Common-Frauen den Garaus zu machen, die zahlreichen Untersuchungskommissionen, die eine Veröffentlichung von der Regierungspolitik widersprechenden Informationen verhinderten, die Einführung der politischen Überprüfung und sogar eines Gewerkschaftsverbots in gewissen Bereichen des Staatsdiensts und die weitreichende Gewerkschaftsgesetzgebung, die unter anderem die Aufstellung von Streikposten drastisch einschränkt — kann hier nur skizzenhaft angedeutet werden. Am deutlichsten jedoch läßt der jüngste Bergarbeiterstreik erkennen, welchen Repressionsgrad der staatliche Sicherheits- und Justizapparat inzwischen erlangt hat. Daß im Verlauf des Ausstands führende Gewerkschafter abgehört, Streikposten scharenweise willkürlich festgenommen wurden und daß die Polizei die Anwendung von Brachialgewalt kaum scheute, darf wohl nur den politisch Naiven überraschen. Aber der quasi-militärische Einsatz der Polizei — z.B. wurde durch die gelegentliche Sperrung von Grafschaftsgrenzen die Bewegungsfreiheit von Streikposten außer Kraft gesetzt und darüber hinaus wurden mitunter ganze Zehengemeinden faktisch in Sperrgebiete unter polizeilicher Besetzung verwandelt — beschwor weniger das Szenario eines letztendlich legalen Streiks als vielmehr das Bild des Ausnahmezustands oder gar des Kriegsrechts. Wenn im Zusammenhang damit Tony Benn vor der »schrittweisen Annäherung an einen semi-faschistischen Staat« warnt, mag das auf Anhieb für deutsche Ohren etwas pathetisch-naiv wirken, doch liegt die Parallele zu der BRD in den 70er Jahren nahe, als seinerzeit der Terrorismus zum Anlaß genommen wurde, einen staatlichen Repressions- und Überwachungsapparat aufzubauen, der in den Ländern der westlichen Demokratie ohnegleichen war.

So sehr die alltägliche Erfahrung mit dem Thatcherismus als Machtsystem sowohl in der Innen- als auch in der Außenpolitik dazu dient, die analytische Reichweite dieses Begriffs als politische Formel zu erweitern, ist doch daran zu erinnern, daß er in erster Linie im Zusammenhang mit einer bestimmten Wirtschaftslehre entstand. Die Kernthesen dieses ökonomischen Neoliberalismus — daß der öffentliche Sektor einen Hemmschuh für den »wertproduzierenden Sektor« (im Klartext die Privatwirtschaft) darstellt, daß das Hauptziel der Wirtschaftspolitik der Regierung in der Aufrechterhaltung der Preisstabilität durch die Begrenzung des Geldumlaufs besteht und daß mithin ihre Rolle sich unter dem Strich darauf beschränken sollte, die Rahmenbedingungen für das Funktionieren des Marktes sicherzustellen — bedürfen hier keiner Erläuterung. Die Gesellschaftsform, die aus der rigiden Anwendung dieser Doktrin in Großbritannien hervorgegangen ist, liefert aber ein Paradebeispiel für die von Peter Glotz geprägte Formel der »Zwei-Drittel-Gesellschaft«. Wenn Glotz dieses zunächst harmlos anmutende Etikett als »die modernisierte Variante des Faschismus« begrifflich präzisiert, so läßt sich in der Wirtschaftspolitik des Thatcherismus das Pendant zu dessen autoritärer Arbeits- und Sozialpolitik ausmachen.

In der autoritären Zerstörung des alten Grundkonsenses auf allen Ebenen der Politik liegen die Hauptverdienste des Thatcherismus um seine Klasse, denn das Kapital — zumindest seine »aufgeklärteren« Elemente — hat voraussichtlich wenig Vertrauen in die langfristige Effizienz der primitiven Wirtschaftsrezepte der Thatcher-Regierung, wohl aber in deren Fähigkeit, eine einschneidende Verschiebung innerhalb des Kräfteverhältnisses zwischen den Klassen zu bewirken. Fest steht überdies auch: Trotz der gerade durch diese Wirtschaftspolitik angeheizten Massenarbeitslosigkeit und der verheerenden ökonomischen Verkarstung zahlreicher Regionen, der fortdauernden Entindustrialisierung Großbritanniens stößt der Thatcherismus immer noch, wenn auch nicht so stark wie in seiner Frühphase, auf Resonanz sowohl in der breiten Bevölkerung als auch in Teilen der Arbeiterschaft selbst. Das heißt, um dem Thatcherismus definitorisch gerecht zu werden, muß nicht nur auf die autoritären Tendenzen seiner Klassenpolitik, sondern auch auf die populistischen Aspekte des Thatcherismus als Ideologie eingegangen werden. Denn der autoritäre Populismus stellt eine neue Entwicklungsform des kapitalistischen Staats in Großbritannien dar, die anders als im Faschismus die meisten — wenn auch nicht alle — Institutionen der formalen Demokratie bewahrt hat und zugleich einen eignen populären Konsens um sich hat aufbauen können, indem sie einen, Teile des Mittelstandes, des Kleinbürgertums und der Arbeiterklasse umfassenden Sockel breiter Bevölkerungsschichten im Bund mit den Schlüsselsektoren des Großkapitals neu gestaltet.

Der Erfolg, mit dem der Thatcherismus das ideologische Terrain besetzt hat, wird jedoch auf ganz unzureichende Weise erfaßt, begnügt man sich mit einer Charakterisierung des ideologischen Gefüges, die auf eine Art Verdummungsprozeß oder Gehirnwäsche hinauslaufe. Im Lauf des letzten Jahrzehnts hat der Thatcherismus ein raffiniertes, rhetorisches Instrumentarium entwickelt, dessen ideologisches Konzept durchaus in den realen Erfahrungen der Bevölkerung wurzelt und daraus auch seine Kraft bezieht. Das ideologische Hauptmerkmal des Thatcherismus liegt in seiner radikalen



len Infragestellung der Sozialdemokratie.

Den eigentlichen Nährboden für diese Ideologie gab die tiefgreifende und in letzter Zeit grassierende Desillusionierung der Bevölkerung über den sozialdemokratischen Staat ab, auf den alle britischen Regierungen seit 1945 mehr oder minder eingeschworen waren. Dem gesamten Apparat des Sozial- und Wohlfahrtsstaats, der in den Nachkriegsjahren 1945-1951 unter der Ägide der ersten Mehrheitsregierung der Labour Party entstand und solche einst gefeierten und allgemein populären Stützpfeiler der britischen Gesellschaft wie das Gesundheitswesen (NHS), das Sozialwohnungsnetz, die Sozialhilfe sowie die Umstrukturierung des ganzen Erziehungs- und Ausbildungswesens umfaßte, lag die Einstellung vom Staat als zentralisierte Bürokratie, als allenfalls neutraler Wohltäter, mit dem die Masse der Bevölkerung als passive Nutznießer von Dienstleistungen bloß ein Kundenverhältnis hatte, zugrunde. Das alltägliche Erleben des Sozialstaats als einer riesigen verbürokratisierten Einrichtung, die Individuen zu Objekten der Administration reduziert und auf deren Funktionieren der Durchschnittsbürger nicht den geringsten Einfluß ausüben konnte, hat große Teile der Bevölkerung von einer positiven Einschätzung des Wohlfahrtsstaats als einer Ansammlung fortschrittlicher Institutionen allmählich abgebracht. Im Zeichen solcher Erfahrungen war das von Thatcher in alle Welt posaunte Engagement für das Individuum schlechterdings dazu angetan, ein starkes Echo in der Wählerschaft zu finden.

Ein noch anschaulicheres Beispiel liefert die staatliche Industrie. Im ideologischen Kodex des Thatcherismus ist der Begriff Verstaatlichung lediglich ein griffiges Synonym für »Leistungsfähigkeit«, »Unrentabilität« usw. Solche Rhetorik würde ins Leere laufen, entspräche sie nicht den allgemeinen Erfahrungen mit unzulänglichen Dienstleistungen und mangelhaften Produkten, die man in fast allen Bereichen der weitverzweigten Staatsindustrie in Großbritannien hat sammeln können. So sehr das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit anders als das in der Privatwirtschaft sein mag, so wenig dürfte diese theoretische Unterscheidung einen Trost für die Arbeiterschaft im öffentlichen Sektor darstellen, die ihrer Erfahrung gemäß weder als Arbeiter noch als Kunden, noch als Wähler über ein entscheidendes Mitspracherecht an der Führung »ihrer« Industrien verfügen.

Der Chauvinismus, der im Verlauf des Falkland-Kriegs so glänzend in Szene gesetzt wurde, der Mythos der übermäßigen Macht der Gewerkschaften, der selbstverständlich im Propagandafeldzug gegen die Bergarbeiter fortwährend heraufbeschworen wurde, die derzeit zum ideologischen Schwerpunkt auserkorene »Law and Order« Kampagne, deren auf Buhmänner und Popanze fixierter, vor Moralismen strotzender, aber auf jeden gesellschaftlichen Kausalzusammenhang verzichtender Wortschatz die sprachpsychologischen Mechanismen trefflich verdeutlicht, die ein Bedürfnis nach Autorität gebären bzw. nähren können, sind Ausdruck einer Krisenmentalität, deren gelegentlicher Steigerung sich die Regierung gezielt befleißigt und auf der das gesamte ideologische Gerüst des Thatcherismus schließlich beruht. Indem er bisweilen solche punktuellen Siege erringt, ermöglicht er nicht nur die Hinnahme der langfristigen Krise, sondern hält auch die Hoffnung auf deren endgültige Überwindung wach. Daß diese Hoffnung sich als illusorisch erweisen wird, da selbst der auto-

ritäre Populismus nicht imstande ist, dem fortdauernden Niedergang eines dahinsiechenden britischen Kapitalismus Einhalt zu gebieten, darf indes keinen falschen Optimismus aufkommen lassen, zumal sich ein Abbröckeln dieses neu hergestellten Konsenses vorerst überhaupt nicht abbahnt.

Der Wiederaufbau einer Massenbewegung der Linken ist untrennbar mit den Bestrebungen, die Formen des Kampfes um die Demokratie zu entwickeln und neu zu durchdenken, verwoben; aber eine enge Widerstandsperspektive, die lediglich auf die Wiederherstellung des *status quo ante* abzielte, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Selbst wenn sie den Sturz der jetzigen Regierung erreichte, wäre ein rein defensiver Kampf kaum darauf angelegt, die Veränderungen, die der Thatcherismus in der politischen Landschaft Großbritanniens herbeigeführt hat, rückgängig zu machen, geschweige denn eine neue Konzeption des Sozialismus auszuarbeiten und zu popularisieren.

Die neueste Station in der linken Geschichte, der Bergarbeiterstreik, kann durchaus als Indiz für den gegenwärtigen Stand der Auseinandersetzung mit dem Thatcherismus dienen (vgl. Debatte 5/85). So bewundernswert die Solidarität unter den Streikenden selber und generell in den Zechengemeinden auch war, gelang es den Bergarbeitern augenscheinlich nicht, Mitglieder anderer Gewerkschaften von der Allgemeingültigkeit ihrer Anliegen zu überzeugen und sie zur gemeinsamen Aktion gegen eine Regierung zu bewegen, die sich unverhohlen auf die Demütigung der gesamten Gewerkschaftsbewegung versteifte. Die Entscheidung, den Streik in der Hauptsache nach herkömmlichem Muster als einen rein industriellen Arbeitskampf zu führen, hatte zur Folge, daß der ganze Themenkomplex im Umfeld des Konflikts, der auf Resonanz in der breiteren Öffentlichkeit hätte stoßen können, vollkommen verlorenging. Für diesen Aufgabenbereich zeichnete freilich nicht nur die Gewerkschaft, sondern auch vor allem ihr politisches Vehikel, die Labour Party, verantwortlich. Daß sie in dieser Rolle versagte und weder fähig noch willens war, dem Streik die erforderliche Allgemeingültigkeit zu verleihen und ihn dadurch zum Politikum werden zu lassen, war die entscheidende Niederlage für die Arbeiterbewegung und ein Erfolg des Thatcherismus. Die Labour-Parteiführung zog es vor, in der öffentlichen Auseinandersetzung die von Thatcher bestimmten Spielregeln streng einzuhalten. Anstatt den Versuch zu unternehmen, einerseits den Klasseninhalt des Konflikts mit einer Politik zur Geltung zu bringen, die das über Jahrzehnte durch Propaganda und eigene Fehler enorm lädierte Ansehen der Gewerkschaften einigermaßen wettgemacht hätte, andererseits über die klassenspezifische Tragweite der Aktion hinauszugehen und sie durch die Herstellung von Zusammenhängen und unter Einbeziehung verwandter Themen an andere Bevölkerungsschichten heranzutragen, hielt sich die Führung zurück, in der Hoffnung, daß solch ein blasses Profil den etwaigen Schaden für die Partei in Grenzen halten würde. Die Labour Party entsprach in ihrer politischen Praxis den Rollenerwartungen, die ihr die negative Logik des Thatcherismus aufgezwungen hatte. Sie vertrat die Interessen ihrer eigenen Klientel und sah sich außerstande, für jene Interessen in der Bevölkerung Verständnis zu gewinnen. Damit deckt sich die Lage der Bergarbeiter, auch wenn sie vor Ort keineswegs im Stich gelassen wurden,



weitgehend mit der genau fünfzig Jahre früher aufgestellten These von Palme Dutt, das Finanzkapital suche die Vorhut der Arbeiterklasse zu isolieren und niederzuschlagen. Seine Gegenthese, daß die Arbeiterklasse dieser Tendenz nur entgegenwirken könne, indem sie mittels einer Bündnispolitik das Finanzkapital isoliere, hat nichts an Gültigkeit verloren.

Wenn ich an dieser Stelle auf die neueren politischen Entwicklungen in der BRD zurückgreife, dann weil die »neuen sozialen Bewegungen« ein Musterbeispiel liefern für die Art und Weise, wie solche breiten Bündnisse geschmiedet werden können. Um mich als angelsächsischen Beobachter der westdeutschen Politik nicht dem Vorwurf auszusetzen, aus einer überscharfen Betriebshellsicht die einheimische Situation nur negativ, die deutsche hingegen allzu positiv zu sehen, konzediere ich vorweg, daß, an der Elle ihrer kurzfristigen Zielsetzung gemessen, die neuen Bewegungen in der BRD zunächst nur etwas dürftige Ergebnisse zu verzeichnen haben. Wollte man eine dezidiert trübe Bilanz ziehen, so würden dazu zählen: eine Friedensbewegung, die die Stationierung von *Pershing-2*-Raketen nicht verhindern konnte; eine Frauenbewegung, die bislang weder die ersatzlose Streichung des Paragraphen 218 noch die Verabschiedung eines Gleichberechtigungsgesetzes zustande gebracht hat; eine Bürgerinitiativenbewegung, die weder den Bau der Startbahn West zu unterbinden, noch die ausufernde Welle von Kernkraftwerken zu dämmen vermochte; eine alternative Szene, deren kulturelle Gehege nicht Schule machen und deren kulturelle Produkte ziemlich pauvre sind; eine Grüne Partei, deren parlamentarische Zukunft sich alles andere als gesichert ausnimmt und die ohnehin jeglicher systematischen Klassenanalyse entbehrt; und zu guter Letzt eine außerparlamentarische Bewegung als Gesamtheit, der es nicht gelang, die Ablösung einer kapitalkosmetischen durch eine kapitalfreundliche Regierung zu verhindern.

Dennoch: selbst auf dieser engen Ebene der Auswirkungen innerhalb des parlamentarischen bzw. parteipolitischen Bereichs läßt sich ein durchaus positiveres Fazit ziehen. Vor allem: sowenig der Sozialismus vor der Tür steht, sowenig steht die Bundesrepublik an der Schwelle zum Thatcherismus. Eben diese Gefahr zeichnete sich beispielsweise in den Bundestagswahlen 1980 ab, auch wenn selbst einem Bundeskanzler Strauß nicht zuzutrauen wäre, zum Vorschlaghammer des Monetarismus zu greifen. Überdies sollte man die Leistung der Grünen nicht unterbewerten, die als erste neue Partei seit den 50er Jahren — und zwar als eine sich radikal gebärdende obendrein — das Monopol der alteingesessenen Parteien im Bundestag brach. Daß dies ohne das vorausgehende Jahrzehnt außerparlamentarischer Aktivität nicht denkbar gewesen wäre, bedarf hier keiner Betonung. Die außerparlamentarische Politik in den 70er und 80er Jahren besaß nicht rein defensiven Charakter. Sie hat nicht lediglich auf Entwicklungen in der parlamentarischen Arena reagiert, sondern zum Teil die politische Agenda selbst beeinflußt. Die jähe Entdeckung des Themas Ökologie durch alle etablierten Parteien, das Erziehungsgeld-Versprechen als politische Antwort der CDU auf die Herausforderung des Feminismus oder der in den letzten zwei Jahren aufgeführte Eiertanz der SPD liefern nur die eklatantesten Indizien dafür.

Doch selbst eine auf die parteipolitischen Verästelungen bezogene Be-

standsaufnahme trifft nicht den Kern der Sache, denn das eigentliche Verdienst der neueren außerparlamentarischen Politik liegt darin, daß sie eine in der ganzen Geschichte der BRD einmalige Massenbeteiligung der Bürger am politischen Prozeß im breiteren Sinne in Gang gebracht und ein im wesentlichen neues und erweitertes Grundverständnis von Demokratie in der Bevölkerung geschaffen hat. Im Zeichen dieses ganz anders gearteten »demokratischen Grundkonsenses« ist nicht nur der Thatcherismus zumindest auf absehbare Zeit vertagt, sondern es fällt Politikern auf allen Ebenen schwerer, un- oder antidemokratische Pläne durchzuboxen. Man braucht sich nur die eingangs erwähnten Daten zu vergegenwärtigen, um die demokratischen Vorzüge eines politischen Klimas festzustellen, in dem sich SPD-Politiker angesichts der nicht nachlassenden Opposition in ihrer Distanzierung vom Radikalerlaß überschlagen, in dem die Anschläge der RAF — wie z. B. die Ermordung des Militärindustriellen Zimmermann — nicht mehr allgemeine Hysterie hervorrufen und in dem eine, ehemals für so selbstverständlich gehaltene Volkszählung nur weitverbreitetes Mißtrauen erweckt.

Aus dem breiten Fächer außerparlamentarischer Organisationsformen in der BRD kommt vor allem drei Aspekten besondere Bedeutung zu, gerade weil sie im politischen Kontext Großbritanniens entweder völlig fehlen, oder aber eine nur sehr schwache Präsenz aufweisen. Die Bürgerinitiativen, die sich im Lauf der 70er Jahre zu einem bedeutenden Faktor im politischen Leben der BRD herausgebildet haben, brachten die Weigerung von Bürgern vor Ort zum Ausdruck, sich durch Behörden, Verwaltung, den Staat also, bevormunden zu lassen. Zweitens fällt — zumal im Angesicht des nahezu totalen Unterbleibens des ökologischen Protests in Großbritannien — die Brisanz der mit dem Umweltschutz verbundenen Themen in der Bundesrepublik auf. Die dritte und letzte außerparlamentarische Kraft, die hier eigens erwähnt wird, ist die kritische Intelligenz. Zwar stellen nonkonformistische Intellektuelle keine »Bewegung« dar, noch sind sie in der westdeutschen Geschichte besonders »neu«, dennoch ist ihr Wert innerhalb der verschiedenen Sparten der außerparlamentarischen Politik, ihre Rolle als Verfechter der demokratischen Grundvorstellungen unbestritten.

Was die Lage der Intellektuellen in Großbritannien anbelangt, so sucht man solche unbequemen Stimmen in der Öffentlichkeit vergebens. Der neulich an bundesrepublikanische Intellektuelle gerichtete Aufruf von Walter Jens, gegen die Amoralität in der Politik zu Felde zu ziehen, wäre z.B. unter britischen Verhältnissen kaum vorstellbar: Zum einen würde ein solcher Aufruf in der Öffentlichkeit völlig untergehen, zum anderen würden sich seine Adressaten nur schwer feststellen lassen.

Zusammenfassend lassen sich drei Gemeinsamkeiten der »neuen sozialen Bewegungen« umreißen: Erstens die Verzahnung der unterschiedlichen Problembereiche — Frieden, Demokratie, Ökologie, Frauen, Dritte Welt —, eine Verflechtung von Themen, Methoden und Organisationen. Zweitens muß auf die Organisationsform der neuen Bewegungen abgehoben werden, denn trotz — oder gerade wegen — der Millionen aktiv Beteiligter verliert zumindest in diesem außerparlamentarischen Bereich das »eherne Gesetz der Oligarchie« (Robert Michels) an Gültigkeit. Nicht der Dach-, sondern der Ortsverband ist die bevorzugte Organisationsform, nicht

hierarchische Machtkonzentration, sondern basisdemokratische Dezentralisierung das ausschlaggebende Prinzip. Drittens ist das lediglich die organisatorische Konsequenz des Gemeinsamen dieser verschiedenartigen Aktivitäten: individuelle sowie kollektive, politische Lernprozesse; Abwehr von Gängelung und Entmündigung und das Verlangen nach Mitsprache. Angesichts der gelungenen Attacke des Thatcherismus auf die Bevormundungstendenzen des sozialdemokratischen Staates sollte die Relevanz dieser Ansprüche für die britische Situation auf der Hand liegen.

Im Vergleich zur BRD — auch wenn hierzulande die sozialen Bewegungen nicht mehr im Aufwind sind — ist eine auf diesem Anspruch basierende Politikform in Großbritannien in ihrem Anfangsstadium steckengeblieben. Gleichwohl haben viele britische Linke im Streik der Bergarbeiter ein nur zu begrüßendes Abgehen von einer derartigen Bündnispolitik und eine Rehabilitation des Status von klassenspezifischen Kampfformen gesehen. Auch wenn der Zusammenbruch des Streiks keineswegs das Ende des organisierten Klassenkampfes verkündet, stimmt dieses Urteil meines Erachtens nicht: Erstens erkennt es die eigentlichen Motive der streikenden Bergarbeiter, die — ähnlich wie etwa Hunderttausende in Bürgerinitiativen organisierter Westdeutscher — gegen den Angriff einer Staatsmacht kämpften. Zweitens veranschaulicht der Streik gerade die Gefahren, die der Durchführung solcher Arbeitskämpfe in Isolation und ohne die aktive Unterstützung aller progressiven Kräfte innewohnen. Wenn es der Linken nicht gelingt, die Anliegen der organisierten Arbeiterschaft mit denen anderer oppositioneller Kräfte in gegenseitiger Anerkennung zu verknüpfen, wird sie zu rein defensiven Nachhutgefechten verdammt sein und die Möglichkeit verlieren, das momentan vom Thatcherismus besetzte ideologische Terrain zurückzuerobern.

Das alles mag sehr pessimistisch klingen, aber »Pessimismus des Verstandes« ist gelegentlich notwendig. Den eingangs nach Gramsci zitierten »Optimismus des Willens« haben die britischen Bergarbeiter bewiesen, aber ohne eine Analyse, die jeder Wahrheitsbeschönigung entbehrt, wird ein solcher Optimismus allein nicht ausreichen, um aus jener Niederlage und aus den Erfolgen des Thatcherismus die einschlägigen Lehren zu ziehen.

\*Die »Thatcherismus«-Diskussion in Großbritannien — sowohl die Prägung des Begriffs als auch dessen Bestimmung als »autoritärer Populismus« — wurde durch die Zeitschrift der britischen KP *Marxism Today* initiiert. Siehe dazu insbesondere die folgenden Artikel, auf denen die hier vorgetragene Analyse des Thatcherismus zum Teil basiert:

Eric Hobsbawm: *The Forward March of Labour Halted* (September 1978), *Labour's Lost Millions* (Oktober 1983), *Labour: Rump or Rebirth?* (März 1984), *The Retreat into Extremism* (April 1985); Stuart Hall: *The Great Moving Right Show* (Januar 1979), *Thatcherism — a new Stage?* (Februar 1980), *A Long Haul* (November 1982), *The Culture Gap* (Januar 1984), *Faith, Hope and Clarity* (Januar 1985); Martin Jacques: *Thatcherism: The Impasse Broken?* (Oktober 1979); Andrew Gamble: *Thatcher — make or break* (November 1980), *Thatcherism: The Second Coming* (Juli 1983).

Peter Maiwald

## Notizbuch 7

Die Freunde und die Feinde des Wortes glauben, daß man etwas zerreden kann.

Der Konkurrent stellt sich selbst Fallen, um sich zu üben.

Wer unter's Volk geht, reizt das Volk darüber zum Lachen.

Ich schmore im eigenen Saft, sagte die Zwiebel und hielt sich für den Braten.

Manche behaupten, zwischen allen Stühlen zu sitzen, nur weil sie kein Mobilien haben.

Der freischwebende Intellektuelle: Na immerhin, er kann fliegen!

Ein trauriger Kommunist, das wäre eine optimistische Erscheinung.



Ingrid Bachér

## Der Maßstab

»Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem dies kroch...«, so heißt der Titel und das Motto unserer Veranstaltung, einer Gedenkveranstaltung, die wie viele in diesen Tagen aufmerksam machen soll nicht nur auf das, was war, sondern auch auf das, was ist, und auf das, was immer vorhanden blieb.

Darum dieser Titel, diese Zeile von Brecht, die so prophetisch klingt, geschwängert von Unheil, so zwingend entsetzlich, etwas theatralisch, finster deutsch und beschwörend. Zwischen diesem »ist fruchtbar«, diesem noch immer fähig sein, wieder und wieder etwas zu produzieren wie gehabt — und dem, wie es ehemals »kroch«, liegt die Spannung. Die Vergangenheit erzeugt fortwährend neues Unheil bis in die Gegenwart hinein. Ist das eine alpträumartige Verbindung oder vielmehr etwas, das auch nüchtern nachweisbar sein könnte; nicht ein Schicksal, sondern etwas Gemachtes, etwas immer wieder bewußt Zugelassenes? Vor vierzig Jahren sprachen wir von der Stunde Null, als gäbe es die Möglichkeit zum radikalen Neuanfang, eine Chance zur Auferstehung, zur Läuterung, durch das Feuer hindurch. So als hätten wir durch Erfahrungen und Erkenntnisse die Möglichkeit zum Neubeginn erworben; was voraussetzte eine Unschuld, die nicht mehr zurückzugewinnen war, oder zumindest voraussetzte den Willen, nach anderen Maßstäben zu handeln als zuvor.

Was waren das für Maßstäbe, nach denen wir handelten vor 1945 und danach? Sind sie einander ähnlich, oder wie haben sie sich gewandelt? Ich meine, für die Mehrheit der Deutschen, für jene, welche die Geschichte bestimmten und bestimmen. Auch wenn sie selber oft meinen, das, was geschieht, nur pas-

siv zu erleiden, mitverursachen sie es tatsächlich doch selber. (Ich spreche hier nicht von den anderen, deren es auch bei uns immer viele gab; aber nie genug, um eine Wende zu einem mitmenschlichen Leben zu erreichen, das unter anderen Maßstäben geführt werden könnte.)

Das ist ein altes Lied. Schon am 3. Juni 1870 schrieb der Schweizer Historiker Jacob Burckhardt in einem Brief von der großen »Vergewaltigung« und meinte damit die neuen Maßstäbe, welche die Unterordnung aller anderen Werte unter den des Gewinns scheinbar als Notwendigkeit verlangten: »Wenn der deutsche Geist schon einmal aus seinen innersten und eigensten Kräften gegen diese große Vergewaltigung reagiert, wenn er ihr eine neue Kunst, Poesie und Religion entgegenzustellen imstande ist, dann sind wir gerettet, wo nicht, nicht.«

Wo nicht, nicht — dies blieb mir im Sinn.

Erinnern wir uns also zuerst an die damals vor 1945 herrschenden Maßstäbe des Gewinns und der Ordnung, des Gehorsams auch, der den Gewinn optimal machen konnte, kalkulierbar, kontrollierbar und ungefährdet. Maßstab wurden die immer wieder gelobten deutschen Tugenden, der Fleiß um seiner selbst willen, die Prinzipientreue, die Unterwerfung unter eine Macht (um so auf verantwortungslose Weise an ihr teilzuhaben). Das alles setzte sich um in immer straffer geführte, größere, tüchtigere, leistungsfähigere Wachstumsraten bringende Geschäfte. Doch da bin ich schon im illusionären Heute.

Gehen wir noch mal zurück, 40 Jahre oder mehr, zu den damaligen Maßstäben, um zu sehen, ob es auch noch die heutigen sind.

Sie merken, ich rede hier nicht von Ideologien, nicht von den Mördern, den Nazis und ihrem, unserem Staat, auch nicht von der Demokratie, die hier uns alle Möglichkeiten geben könnte, sondern ich rede nur von den Verhaltensweisen, damals wie heute, dem eingelebten Untergrund all unserer Tage.

Ich will Ihnen nur ein Beispiel nennen, es kann stellvertretend für viele stehen. Ich rede von den Eisenbahnern, von den immensen Gewinnen, welche die deutsche Reichsbahn durch die Transporte in die Konzentrationslager machte; mit Waggons, die zu schlecht waren, um noch für Viehtransporte zugelassen zu werden. Vier Pfennig wurden pro Kilometer und Person berechnet, bei Transporten über 400 Personen die Hälfte, von den Opfern selber zu zahlen.<sup>1</sup> Für die Reichsbahn war das ein Geschäft, wie es jetzt ein Geschäft ist, Waffen zu transportieren oder Touristen ... alles wertfrei.

Aber es war ja nicht nur die Reichsbahn, um bei diesem Beispiel zu bleiben, als Monopol-Dienstleistungsapparat, der die Züge stellte und so gut daran verdiente, sondern da waren auch die Eisenbahner, welche die Züge fuhren, rangierten, die Türen zuschoben, die eisernen Haken verriegelten. Die sahen, wie die Toten zu den Lebenden geworfen wurden, die sahen, welche Fracht da gefahren wurde — insgesamt etwa drei Millionen Menschen zum Tode — und die sich wie Automaten verhielten. Was wäre gewesen, wenn sie gestreikt hätten? Es ist kein einziger Fall bekannt. Oder, um die Eisenbahner jetzt hier nicht zu isolieren, wenn Juristen sich geweigert hätten, dem Unrecht zur Hand zu gehen, wenn wenigstens die Mehrheit von ihnen sich auf das Recht besonnen hätte? Das habe ich mich oft gefragt.

Ich denke, hier liegt auch die Schwierigkeit für eine Versöhnung mit uns selber, die ja nur den Einzelnen meinen kann. Wenn aber der Einzelne sich nur

wie ein Teil der willfährigen Masse verhalten hat, wie kann er erlöst werden von Schuld?

Rolf Hochhuth zitierte in einem Artikel »Verbrannte Bücher, verbrannte Menschen« Hannah Arendt, die, gefragt nach ihren Erfahrungen in Deutschland zu Beginn der »Bewegung«, sagte: »Ach, die Nazis — nein: unsere Freunde, die waren das Problem: daß die Freunde umfielen! Oder uns mieden.«<sup>2</sup>

Und wie ist das heute mit der Anpassungs- und Unterwerfungssucht der Deutschen, mit ihrer Unsicherheit und Autoritätsgläubigkeit? Diese Haltungen wurden ja nicht 1945 aufgegeben, sondern wieder gefördert, weil sie nützlich zum Aufbau des Staates, der Industrie, der Bundeswehr zu sein schienen. Gewiß, wir übernahmen nicht das Konzept der Nazis, nur gelegentlich die Verhaltensweisen, welche die Durchsetzung dieses Konzeptes damals erst möglich machten.

Bleiben wir also noch einmal beim Beispiel der Eisenbahner, die wider besseres Wissen die Signale so stellten, daß die Züge ungehindert bis zu den Gaskammern fahren konnten. Wider besseres Wissen, sage ich, denn das will ich annehmen, daß nicht jeder Einzelne aus eigenem Antrieb einen Menschen umgebracht hätte, niemanden in einen Waggon so tödlich eng mit anderen Menschen gepfercht hätte, ohne Nahrung und Wasser, in Eiskälte und in glühender Hitze, ungeschützt, und dann die Tür zugeschoben und weg. Nein, jeder Einzelne nicht, aber alle zusammen taten es. Vielleicht wurde auch dem Einzelnen übel und er schlief nachts manchmal schlecht, aber er beugte sich dem großen Plan, gab die Eigenverantwortung auf. Warum tat er das, welche Erniedrigungen, Entwürdigungen! Was brachte ihn dazu, den Befehlen zu gehorchen? War es der Wunsch, sich unterordnen zu wollen, dies Untertan-sein-wollen noch immer, jeder Einzelne ein Musterschüler, der

um alles in der Welt nichts mehr wünscht, als seine Aufgaben richtig gemacht zu haben?

Ist das uns geblieben, ertragen wir darum (von einigen Demonstrationen abgesehen), daß unser Land so dicht mit Waffen aller Art belegt ist wie kein anderes in der Welt, und reden uns damit heraus, wir hätten ja nicht die Ver-

antwortung? Die Geschichte ist nie ohne Zusammenhang. Der Maßstab war und ist noch immer: das, was transportiert wird, ist nicht wichtig, sondern daß transportiert wird. So kommen wir aus dem Kreis nicht heraus, sind nur scheinbar unschuldig, noch immer aktive Nachfolger unserer Vergangenheit, wir alle, die Eisenbahner.

1 Heiner Lichtenstein: Mit der Reichsbahn in den Tod, Bund-Verlag, Köln 1985.

2 »Die Zeit«, Nr. 20, 13.5.83

Diese Überlegungen wurden auf einer Veranstaltung der »Düsseldorfer Initiative 8. Mai« vorgetragen.

## Die Zukunft der Hochschule

**2. Hochschulpolitischer Ratschlag des  
Bundes demokratischer Wissenschaftler (BdWi)  
in Zusammenarbeit mit der Hochschule für  
Wirtschaft und Politik (HWP) Hamburg**

**28./29. Juni 1985**

**Programm:**

**28. 6. 1985 19.00 Uhr Eröffnungsplenum**

**29. 6. 1985 9.00 Uhr – 13.00 Uhr Arbeitsgruppen**

**I Kein Abschied vom Bürgertum?**

**II Die Hochschule auf dem Weg zum Wissenschaftskonzern**

**III „Silicon Valley BRD“ Forschungspolitik in der Wende**

**IV Paradigmenwechsel**

**V Friedensforschung und -Lehre: Praxisprobleme**

**VI Was haben die Frauen von der Wissenschaft?**

**Was hat die Wissenschaft von den Frauen?**

**VII Geht der Wissenschaft die Arbeit aus?**

**VIII Die neue Repression: Berufsverbot und Wissenschaft**

**14.15 – 16.30 Uhr Workshop: „Unitopia“ oder „Campus 2000“**

**17.00 – 19.00 Uhr Abschluß-Podiumsdiskussion**

**Hochschule, HRG und politische Strategien des Widerstandes.  
Mit Vertretern von BdWi, VDS, GEW bzw. DGB, SPD, GRÜNE,  
Hochschulpräsident/in usw.**

**Ab 19.30 Uhr Kulturprogramm**

Martin Jürgens

## Wie man einen Krieg abbricht

**Zu einem unveröffentlichten Stück von Bertolt Brecht**

»...als wir genug gewarnt hatten, bat die freundliche Mehrheit uns, jetzt bitte wieder nach Hause zu gehen. Ein Teil der tief Bewegten folgte der Aufforderung. Der Krieg hatte nicht begonnen, und die Welt war noch da. Die Raketen warten noch, und manches scheint seine Richtigkeit zu verlieren, wenn es wie Asche im Mund schmeckt.« (Uwe Koch, DEBATTE 3/84)

Die Drohung ist bei zu vielen und zu lange als blanker Wahnsinn aufgefaßt worden; der panische Schrecken galt der Bedrohung schlechthin — so als sei sie ein computergestütztes unausweichliches Schicksal. Der Blick des Apokalyptikers ist totalisierend; er geht aufs Ganze, weil er das Ganze an ein schreckliches Ende kommen sieht. Die Bewegung auf dies Ende zu erscheint selbstständig: Da dreht sich 'die Rüstungsspirale immer schneller'; da 'bindet' die Hochrüstung Finanzmittel in Billionenhöhe und 'widerspricht' damit jeder Vernunft. Die Gefahr 'wächst' auf diese Weise bedrohlich. 'Wachsende' soziale Spannungen führen in zunehmendem Maße zu bewaffneten Konflikten u.s.f. — Interessengelcitete, handelnde Subjekte kommen zumindest in unseren Aufrufen und Reden eher als Ausnahmen vor — so als habe der technisch machbare Wahnsinn keinerlei aufweisbare, gewollte Methode. — Einige, die sich auf den Sarkasmus verstehen, haben schon zum Einverständnis mit dem unabänderlich erscheinenden Ende gefunden. »Deutschland verreckel« lese ich auf alternativen Kneipentoilettenwänden, und in der Straße, wo ich wohne, steht seit langem an einer Gartenmauer »Lachend in den Tod«.

Ich will im folgenden versuchen, den apokalyptischen Blick, der solche Parolen stimuliert, mit einer produktiveren Haltung zu konfrontieren. Ich werde mich dabei auf ein noch unveröffentlichtes Stück aus dem Nachlaß Bertolt Brechts beziehen (siehe auch DEBATTE 3/85). Sein Titel lautet: »Untergang des Egoisten Johann Fatzer«. Brecht hat von 1927 bis 1931 an diesem Projekt gearbeitet. Er hat es schließlich aufgegeben; ein kleines Fragment wurde 1930 in der Reihe der »Versuche« publiziert (Bertolt Brecht, Gesammelte Werke in acht Bänden. Frankfurt/M. 1967, Bd. 3, S. 2893-2912).

Das gesamte, äußerst schwer zu strukturierende Material liegt im Brecht-Archiv in Berlin. Eine Münsteraner Arbeitsgruppe, der ich angehöre, hat (ungefähr von Oktober 1983 bis zum Oktober 1984) diesen Teil des Nachlasses — ca. 500 Blätter — bearbeitet. Unser Ergebnis ist der Vorschlag einer recht umfangreichen Spielfassung, die in (hoffentlich) absehbarer Zeit veröffentlicht werden soll und aus der im folgenden zitiert wird.



Das Stück spielt am Ende und nach dem Ende des ersten Weltkriegs. Vier Soldaten desertieren von der französischen Front; treibende Kraft ist Johann Fatzer. Die vier Männer setzen sich nach Mülheim ab und finden bei der Frau von einem von ihnen ein enges Quartier. Sie leben im Untergrund, schlagen sich mühsam durch. Fatzer, ihr Anführer, erweist sich zunehmend als unzuverlässig. Immer erneut stellt er seine individuell-anarchischen Interessen über die Normen und Überlebenshoffnungen des kleinen Kollektivs, das auf ein Ende des Kriegs und auf eine Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse wartet. — Die Lage spitzt sich schließlich so weit zu, daß beschlossen wird, Fatzer zu liquidieren. Hierzu kommt es nicht mehr. In den Kämpfen im Zusammenhang der November-Revolution kommen alle vier um. — Brecht hat sein Interesse an dieser Geschichte mit den »blutigen Spuren einer Art neuen Moral« begründet.

Der Krieg, der »...vier Jahre dauerte und/Noch zu unseren Lebzeiten/Als Verbrechen erkannt wurde«, habe ein 'Geschlecht' ausgespielt, »...voll Aussatz,/Das kurz dauerte und/Untergehend die gealterte Welt/Abriß.«

Für die angekündigte produktive Haltung gegenüber dem Krieg sind vor allem die zwei ersten Szenen des »Fatzer« von Interesse. Sie gelten der vielleicht etwas absonderlich klingenden Frage: Wie bricht man einen Krieg ab? Das Stück — bzw. unsere Spielfassung — beginnt mit einer »Kriegssitzung der Generale«, mit einer Szene also, die die Perspektive der Herrschenden (im dritten Jahr des Kriegs) verdeutlicht: Notwendig erscheinen denen neue, schärfere Maßnahmen. Die Lebensmittel sollen einmal mehr rationiert werden; die offene Militarisierung des öffentlichen Lebens und vor allem des Arbeitslebens wird angekündigt; eine Verschärfung der Pressezensur wird in Aussicht gestellt. — Überdies will man sich eines Sozialisten und Volksaufwieglers bedienen, der »wie ein Spaltpilz... den unförmigen Körper unseres östlichen Feinds« schwächen soll. Es geht um Lenin und um seinen Plan, aus dem Zürcher Exil nach Rußland zurückzukehren. »Ein zersetzendes Element« soll er »unwissend unser Geschäft« — wie die Generale sagen — besorgen.

Dieses von höchster reaktionärer Warte aus angestellte taktische Kalkül versucht in der scharfen Antithese des politischen Interesses (wie noch zu zeigen sein wird) mit einem von Lenin bereits 1914 entworfenen Denk- und Argumentationsmodell zu operieren, das eine radikale, strategisch gemeinte und zudem gesellschaftstheoretisch fundierte Umkehrung des gängigen, an nationalen Identitäten haftenden Freund-/Feind-Schemas beabsichtigt. Voraussetzung für seine Aneignung ist — wie in der zweiten Szene des »Fatzer« deutlich wird — der Bruch mit der Unmittelbarkeit des Erlebens — auch wenn dies nichts anderes mehr kennt als das Leiden am Krieg.

Die Wahrnehmung des Kriegs, die dieser selbst seinen Opfern/Tätern aufzwingt, ist zu Beginn dieser Szene die eines apokalyptischen Zustands: Das mit Trichtern übersäte, zerschossene Gelände, auf dem die vier Protagonisten zum ersten Mal mit ihrem Panzer auftauchen, bietet einen Anblick wie »nach der Sintflut«; es ist — wie einer der vier sagt — eine »falsche Gegend«. »Wir sind auf den Mond gekommen«, heißt es kurz darauf. Die vier beginnen — auf Fatzers Drängen hin — ein Würfelspiel mit einem hellen und einem dunklen Stein. Ihnen überlassen sie die Antwort auf die

Frage, ob sie »aus dieser Höll« herauskommen werden: »Wenn weiß, komm ich heraus,/Wenn schwarz, nicht mehr.« Als handelnde Subjekte können sich diese vier nicht mehr wahrnehmen; was ihnen angetan wird, erscheint ihnen als Verhängnis, und das Orakel der Würfel sagt es auch: Am Ende hält jeder den schwarzen Stein in der Hand.

In dieser aussichtslos erscheinenden Lage radikalisiert sich bei drei der vier Protagonisten die apokalyptische Wahrnehmung zu einer Todesverfallenheit, ja einer Todesbereitschaft, die anfangs noch sich selbst meint, schließlich aber die Gattung Mensch schlechthin:

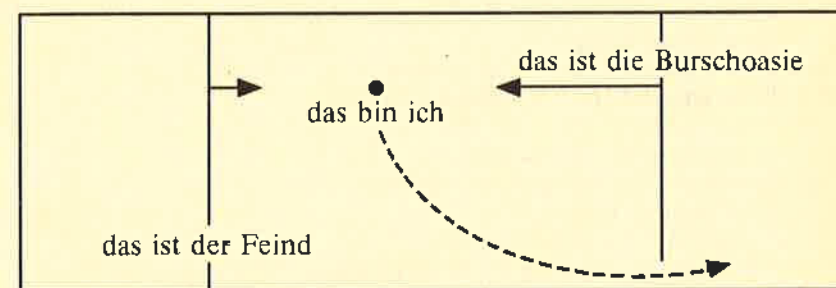
»Wer von euch ist ein Freund und gräbt mich  
Ein in den Boden? Daß man mich nicht mehr trifft.«

»...Wo soll man da hinfliehen? Überall  
Ist der Mensch!«

»Der Mensch ist der Feind und muß aufhörn.«

Einzig Fatzer überläßt sich dieser fatalistischen Haltung nicht; »nachdenkend seit zwei Jahren« über seine »Lage und Verwendung« sucht er »eine Art, mir selber zu zeigen, was mit mir ist«, und seit gestern — wie er sagt — erinnert er sich »einer kleinen Zeichnung« aus einem Buch. Diese Zeichnung wiederholt er nun für die anderen drei an der Wand des Panzers. Die subjektive Vertiefung in das Erleben und Erleiden des ersten hochtechnisierten Kriegs der Menschheitsgeschichte wird damit unterbrochen und mit weitergehenden Ansprüchen konfrontiert. An die Stelle von unmittelbarer Anschauung und Betroffenheit tritt die abstrahierende Distanz, tritt Reflexion, tritt der Verweis auf Theorie (es geht ja — so Fatzer — um eine kleine Zeichnung, »welche ich gesehen habe in einem Buch«).

Diese Zeichnung



erläutert er wie folgt:

Der Punkt bedeutet  
Fatzer.  
Fatzer,  
Das bin ich, und hier ist gegen mich  
Unabsehbar eine Linie, das sind  
Soldaten wie ich, aber mein Feind.

Hier aber sehe ich  
Plötzlich eine andere  
Linie, die ist hinter mir und die ist  
Auch gegen mich. Was ist das? Das ist,  
Die uns herschicken, das ist die  
Burschoasie.

Damit ist — wenn man dem (allerdings vorläufigen) Jubel in der von Brecht  
vorgesehenen Chorpassage glaubt — der Durchbruch erreicht:

Jetzt erkennen sie — einer wenigstens  
Erkennt: jetzt  
Ist vorüber die Zeit des Kriegs,  
Der Unkenntnis.  
Sprich weiter, Fatzer!

Und Fatzer spricht zum ersten Mal in diesem Stück gegen den Massenmen-  
schen — verstanden hier (und allerdings nur hier) als willenloses Objekt des  
aggressiv und kriegertisch gewordenen herrschenden Verwertungsinteres-  
ses:

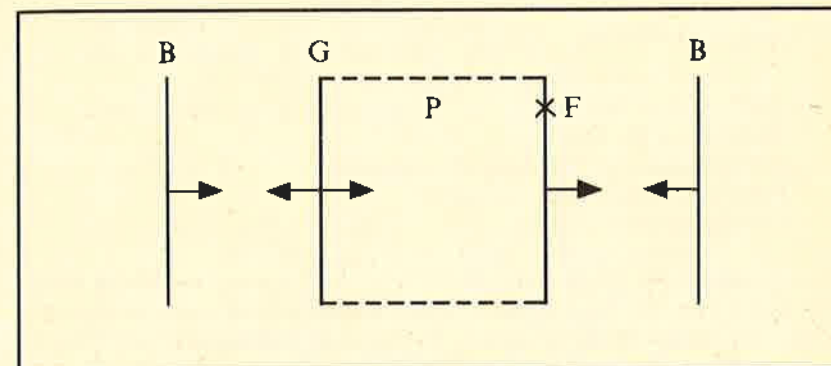
Feuer und Wasser kämpfen auf der einen  
Seite, auf der andern Feuer und Wasser.  
Blickten sie bloß zurück aus der  
Blutigen Umklammerung, sie sähen  
Jeder hinter sich stehend  
Den Feind, und so sah ich  
Nach drei Jahren blindwütigen Kriegs  
Vorhin plötzlich hinter mich und sah  
Vor mir, gegen den ich focht: meinen Bruder,  
Hinter mir aber und hinter ihm: unsern Feind.  
Denn dieser Krieg  
Geht gegen uns. Mit unserem Arm  
Wird unsere Person bekämpft.  
Und falsch  
Sind ausgewählt die Gegner, es  
Beziehen die gegnerischen Positionen  
Die falschen Haufen.  
Freund und Feind auf einem Haufen,  
Auf dem anderen auch Freund und Feind.  
Und alle diese fechten,  
Gewohnt nach einem Plan zu handeln,  
Den sie nicht kennen. Eingeteilt  
Zu werden ist ihnen gleich Lust als  
Für Weiber gevögelt werden. Die die  
Hackmaschine bedienen, wollen nichts  
Als Hebel bedienen.  
Und so rückt  
Die geordnete Masse der Menschheit

Zu falschem Zweck aus  
Und so  
Wird mißbraucht die neue  
Kunst und Lust am Gleichtakt.  
Ich  
Mache keinen Krieg mehr.  
Es ist gut, daß ich  
Hierhergekommen bin zu einer  
Stelle der Welt, wo ich  
Nachdenken konnte drei Minuten lang.  
Jetzt  
Können wir weggeh.

Damit scheint alles gesagt und erklärt und entschieden; aber es scheint nur  
so. Der Abbruch des Kriegs durch Fatzer und seine Kameraden/Genossen  
wird schon kurz darauf als Anfang von ihrem Ende qualifiziert, und es ist  
— wie Brecht ihn nennt — der »Chor der Masse«, der Fatzers Zeichnung  
korrigiert:

...erkenne  
Den Fehler, den ihr gemacht habt.  
Noch einmal trete  
An die Tankwand und verbessere  
Eurer Lage Zeichnung.

Die geforderte Verbesserung sieht folgendermaßen aus:



Ziehe durch den Punkt Fatzer eine senkrechte Linie so lang  
Wie die Linie 'G' ist, denn nicht  
Allein ist Fatzer, sondern  
Einer von vielen Gehorchenden.  
Die beiden großen Linien sind  
Soldaten und Gehorchende und  
Gehören zusammen. Verbinde gleich  
Beide oben und unten und  
Schreibe ein P in die Mitte des Vierecks; das



Bedeutet das Proletariat der Welt.  
 Desgleichen aber ziehe  
 Hinter der Linie des Gegners eine  
 Andere in der Entfernung und Größe jener  
 Linie, die euer Bürgertum darstellt.  
 Denn auch eure Gegner haben hinter sich  
 Noch einen Gegner, ihren Gegner, das Bürgertum. Und auch  
 Einen Pfeil zeichne gerichtet gegen  
 Euren Gegner, genau  
 Gleichend dem Pfeil, der gerichtet ist gegen euch.  
 Dies erst  
 Ist eure wirkliche Lage.  
 Jetzt aber kannst du  
 Erkennen, was zu tun ist für euch und alle Soldaten,  
 Welche Gehorchende sind. Auch  
 Gegen euch wendet euch um und  
 Verwandelt den Krieg der Völker,  
 Den Krieg der Klassen und  
 Den Weltkrieg in den  
 Bürgerkrieg. Also bleibet zusammen und tragt  
 Den Krieg in euer eigenes Land, denn vor  
 Ihr euer Bürgertum nicht vertilgt habt, werden  
 Kriege nicht aufhören.

KOCH (einer der vier)  
 Also hätten wir  
 Müssen dableiben.

CHOR DER MASSE  
 Richtig. Da ihr aber  
 Weggegangen seid von der Masse und also  
 Falsch gehandelt habt, ist euer  
 Untergang voraussehbar.

Wie sich dieser Untergang vollzieht, bis hin zum Tode der vier in den Revolutionskämpfen der Nachkriegsmonate, zeigen die weiteren Szenen des Stücks. Im Zusammenhang meines Themas kann ich hierauf nicht weiter eingehen. Wichtiger erscheint mir zunächst ein kurzer, vielleicht für einige überflüssiger Hinweis auf das Denkmodell, das die Erkenntnisleistung des Fatzer wie deren Korrektur durch den »Chor der Masse« motiviert und strukturiert. Dies Denkmodell ist in seiner historischen Genese präzise zu datieren. Auch seine Autorschaft steht außer Frage. Es ist eben jener Wladimir Iljitsch Lenin, den die Generale in der ersten Szene des »Fatzer« zu benutzen gedenken, der die Formel von der Umwandlung des Kriegs in den Bürgerkrieg geprägt hat. Unmittelbarer Anlaß hierfür war die Zustimmung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu dem von der kaiserlichen Regierung geforderten Kriegskredit von fünf Milliarden am 4. August 1914. Für die Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung ist dies Da-

tum ein vieles entscheidender Wendepunkt — nicht zuletzt angesichts der politischen Reaktion Lenins im Hinblick auf die russische Sozialdemokratie. In einer anschaulichen Beschreibung Bucharins wird die Reichweite dieser Reaktion deutlich:

»Seine erste Antwort auf die Kriegserklärung war ein Schlagwort, ein Schlagwort, das für den Gebrauch der Soldaten aller Armeen bestimmt war: 'Kehrt eure Waffen gegen eure Offiziere!' Dieses Schlagwort gelangte nicht an die Öffentlichkeit. Die allgemeinere Formulierung war: 'Macht aus dem imperialistischen Krieg einen Bürgerkrieg!' Ich entsinne mich der langen Diskussionen (...), als Iljitsch plötzlich vorschlug, nicht nur die Partei völlig zu spalten, sondern sogar auf die Bezeichnung Sozialdemokrat zu verzichten (...), und er begann mit leidenschaftlicher Energie seine Ideen über kommunistische Parteien und eine neue Internationale darzulegen, die revolutionär und aufrührerisch sein würde...« (Zit. bei: David Shub: Lenin. Wiesbaden 1962, S. 157f.)

Völlige Spaltung der Partei, Verzicht auf den Namen Sozialdemokratie, Projektierung einer neuen Internationale: Dies sind die politisch-programmatischen Absichten und Pläne, die sich für Lenin aus dem Kriegsbeginn und dem Versagen der Sozialdemokratie (nicht nur der deutschen) ergaben.

In Brechts »Fatzer« finden sich diese politisch-strategischen und organisationspolitischen Postulate nur in sehr vermittelter Form wieder. Thesenbildend jedoch ist die Formel von der Umwandlung des imperialistischen Kriegs in den Bürgerkrieg. Dies gilt im übrigen auch für eine Reihe von anderen Texten Brechts. So heißt es in »Die Tage der Commune« (Bd. 3, S. 2139):

In Erwägung: Ihr hört auf Kanonen —  
 Andre Sprache könnt ihr nicht verstehn —  
 Müssen wir dann eben, ja, das wird sich lohnen  
 Die Kanonen auf euch drehn!

Das Gedicht »Lob des Dolchstoßes« (Bd. 4, S. 373) endet mit der Strophe:

Wenn die Suppe ausgeht  
 Hört eure Hoffnung auf. Der Zweifel beginnt. Bald  
 Wißt ihr: der Krieg  
 Ist nicht euer Krieg. Hinter euch erblickt ihr  
 Den eigentlichen Feind.  
 Die Gewehre werden umgedreht  
 Es beginnt: der Kampf um die Suppe.

Weitere Beispiele ließen sich nennen. Ihnen allen ist eines gemeinsam: Die Erkenntnis, daß es nicht zu den unbefragten Selbstverständlichkeiten gehören sollte, sich den Krieg und seine Vorbereitung als das diametrale Gegenteil zum Frieden vorzustellen (siehe Brokmeier-Lohfing DEBATTE 2/84). Daß die Politik — so Clausewitz, der immer noch genaueste Kriegstheoretiker — als Konzentrat der 'allgemeinen Verhältnisse' auch die perverse Form des Kriegs annehmen kann, ist eine beunruhigende Einsicht — gerade in einer Zeit, in der wir die Bedrohung wachsen sehen können. Sich dieser

Einsicht zu versagen, hieße aber in letzter Konsequenz, sich selbst als historisches Subjekt zu suspendieren.

Wer in der beschwörenden Darstellung der aktuellen Bedrohung keine handelnden, interessengeleiteten Subjekte mehr wahrnehmen kann, kann auch sich selbst nicht als ein Subjekt mit historischem Spielraum entdecken. Auch für nicht unbedeutende Teile der Friedensbewegung in unserem Land (die die Formel Lenins von der Umwandlung des Kriegs in den Bürgerkrieg wahrscheinlich für 'historisch' halten) könnte jene »Richtigstellung« Brechts (Bd. 4, S. 1020) erhellend sein:

Der Krieg wird nicht unnötig  
Wenn er nicht geführt wird  
Sondern nur, wenn er unnötig ist  
Braucht er nicht geführt zu werden.

*Wer zum Schulterklopfen ausholt und nur die Wade trifft, der sollte lieber gleich die Füße küssen.*

*Heinrich Pacht*

Matthias Beltz

## Gift im Lebenszweck

Naturae vis maxima  
(= Die Macht der Natur ist sehr groß)  
röm. Rechtsregel

Der Mensch ist der Natur ein Wolf. Deshalb mag ich manchmal gar nicht auf die Straße gehen, so viel Abscheu habe ich vor der Ignoranz der anderen Menschen gegenüber dem Leid noch anderer Menschen. Trotzdem muß ich natürlich einkaufen. Denn einfach Hungers zu sterben, nein, diesen Triumph gönne ich den anderen nicht, daß sie ihn haben könnten, wenn ich weg wär'.

In einer solchen den Selbsterhaltungstrieb rührenden Stimmung gehe ich gern zum Schweizer Platz, um mir dort Lebensmittel zu besorgen. Ich lasse mich von dem Werbeslogan des »Schademarktes«, dieses vor Zeiten arierten Geschäftes namens Schade und Füllgrabe, nicht abschrecken, auch wenn er, der Slogan, heißt: »Wir sind mit Leib und Seele Markt«.

Ich weiß, daß der Leib nur die Verpackung der Seele ist. Nicht der Körper hat, so lehrt die Philosophie, eine Seele, sondern die Seele hat einen Körper. So kann ich cool bleiben angesichts einer gleichmacherischen Propaganda. Dummerweise aber treffe ich gerade jetzt Karl Graf Gabelin, der von sich behauptet, er sei Radikalökologe, Fundamentalvegetarier und Real-mensch.

Du siehst aber blaß aus, hast zugenommen und stinkst aus dem Mund, geht dir nicht gut, was, das sieht man, sagt Gabelin zu mir, dir geht es also schlecht, na ja, und deshalb bist du deprimiert. Und wer deprimiert ist, besonders wer so fahl aussieht wie du, so down, fährt Gabelin fort, der muß entweder resignieren, revoltieren oder mal wieder gut essen gehen.

Der Eßgenuß nämlich hält wie der Sexualgenuß Leib und Seele zusammen, und darin unterscheiden sich die beiden Genüsse von Gesundheit und Liebe. Liebe zur Gesundheit und die gesunde Liebe, murmelt Gabelin plötzlich unaufmerksam vor sich hin, Liebe und Gesundheit, schreit er jetzt wieder, seien nur als Utopie zu vertragen, bestenfalls noch als Erfahrungsblick, aber doch nicht als Zustand in einem Leben, das diesen Namen noch verdiene. Er, Gabelin, wisse vorzüglich, daß nur seine Seele wirklich und wahrhaftig esse, der Körper sei bloß Eßbesteck.

In diesem Bild, ruft er und schaut mißmutig zu dem Obststand, der vor der Chemischen Reinigung in der freien Luft Treibhausfrüchte anbietet, in



dieser Metapher liegt die ganze Weisheit meiner Freiheit. Mein Körper, sagt Gabelin, ist Vegetarier, aus gutem Grund Vegetarier, aber meine Seele ist aus ebenso gutem Grunde Allesfresser.

Beide wollten ihre Freude, und so sei er, Gabelin, zum Geheimnis seiner Doppelexistenz vorgedrungen: wie leicht es sei, Harmonie zwischen den beiden Energien herzustellen und nicht dauernd hilflos und ohne jeden Verstand Leib und Seele gegeneinander auszuspielen wie zwei rivalisierende Flohmarkthändler.

Ich weiß, daß Hamburger und Cola und carzinogen verbrannte Pommes mit Aminomayonnaise Gift sind für den Magen und die Darmschleimhaut; aber meine Seele schreit nach MacDonald und Coke, sagt Gabelin und inhaliiert einen Tropfen Doppelkorn gegen seinen Schnupfen. Es ist inzwischen — Gabelin wendet sich an einen Flugblattverteiler der Initiative gegen Amöbenversuche — meine heimliche Lust an der ökologischen Illegalität, daß ich zu Aldi gehe und mir dort die in Plastik verschweißte Plockwurst kaufe, die zu über 100 Prozent aus Fett besteht und originalkotzwirkungssam ist — aber in einer Zeit sensibelster Aufmerksamkeit gegenüber krankmachender Nahrung empfinde ich die Lust des kriminellen Kindes beim Biß in diese Wurst.

Schau dich doch an, sagt Gabelin zu dem jungen, fürs Tierreich agitierenden Mann, du lebst bestimmt gesund, doch warum siehst du so traurig aus, so physisch total daneben, so wie ein im Koma stolpernder Giftzwerg, weil, Gabelin reißt ihm die Flugblätter aus der Hand und steckt sie in die ausschließlich für Altglas bestimmte Mülltrennungsfunktionshalbkugel, weil du deine Seele vernachlässigst, du Lump.

Meine Mutter, vertraut mir Gabelin, nunmehr persönlich werdend, an, war eine dicke Madam, die nachts noch heimlich was in sich hineinstopfte, was sie pünktlich etwa eine halbe Stunde später wieder ins Klo kotzte, ohne die Toilettentür zu schließen. Alles aus schlechtem Gewissen, das macht genauso krank wie Dioxin und Novalginchinin, alles schlechtes Fleisch und schlechtes Nervennetz, das aus schlechtem Gewissen wuchert, Gabelin schlägt mir auf die Schulter, iß doch mal einen Apfel, sagt er besorgt, das ist gut für dich, trink Obstsaft, das wird dir guttun, Karotten sind gesund für dich, Fisch ist Hirnnahrung, iß deinen Spinat, das brauchst du, Rote Bete sind gut fürs Blut, sitz grade, das ist gesund für die Wirbelsäule, Hände auf die Bettdecke, sonst machst du nie Abitur, und das Abitur ist so gesund für den Kreislauf.

Gabelin holt tief Luft, ohne smoggerecht flach zu atmen. Mit dieser totalitären Gesundheitslitanei, sagt er, wurde meine Seele zum Hungern gezwungen, habe ich nur noch Stoffwechsel empfunden und das Essen gar nicht kennengelernt. Aber das heißt doch nicht, daß ich mich nicht um meinen Körper kümmere, meine Seele will schließlich einen gesunden Körper in einem gesunden Pullover, wenn's kalt ist, und natürlich hole ich mir meine alltäglichen Lebensmittel in der »Distel«, Brot, daß der Kiefer kracht beim Beißen, Schrot und Korn und Honig und lupenrein gebrannten Schnaps, daß mir's Ärscherl brummt vor lauter Freud an der Verdauung.

Weißt du, sagt Gabelin tröstend zu mir, du darfst die ganze Ernährung nicht so protestantisch sehen, du mußt Lebensmittelkatholik werden, den Anfechtungen ins Gesicht schauen und schwach werden, wenn's gar zu sehr

lockt, das sündhafte Gift, danach kannst du ja bei Alka Selzer, Aspirin und Natron beichten.

Aber, schließt Gabelin seinen Vortrag, von der überlebensstrategischen Seite will ich heute schweigen, auch wenn jeder Depp weiß, daß wir Menschen als mutationsfähige Wesen ins nächste Jahrtausend gehen müssen, wenn wir die Gattung am Leben halten wollen. Und Mutation heißt Anpassung an die gesteigerte Giftigkeit des Lebens. Und weiter, Gabelin schaut mich jetzt vorwurfsvoll fragend an, ist nicht das höchste Gift des Menschen der Mensch selbst, Lucrezia Borgia und Hiroshima, und ist nicht letzten Endes jedes Gift und jede Kernspaltung ein Produkt der Natur, und sind wir nicht verpflichtet, endlich mal ein freundliches Verhältnis zur Natur zu gewinnen, zu all ihren Schwächen, Brüchen und Widersprüchen, sagt Gabelin und geht, da er sich beeilen müsse, um umweltfreundlich mit der Bundesbahn vom Südbahnhof aus zu seinem Wochenendhaus im Spessart zu gelangen, wo eine Fondueparty für seine Bekannten aus der Scene, Studienräte, Frauenforscherinnen, Werbeleute und andere Ökofreaks, stattfindet.

Da ich nicht eingeladen bin, betrete ich den Supermarkt und berufe mich innerlich beim Einkauf auf meine grundgesetzlich geschützte Gewissensfreiheit.

*Jetzt hab ich's aufgegeben. Warum bin ich nicht anders? Peter Schütze*



Sigurd v. Ingersleben

## Die normative Kraft des Hypothetischen

1.

Im Mittelalter wurden Heiligengräber und -reliquien zu Zentren volkstümlicher Beschwörungskulte. Berichte von unverhofften Heilungen sogar Todkranker führten zu umständlichen *Ritualen* der Verehrung, die minutiös beschrieben und eingehalten wurden wie später naturwissenschaftliche Versuchsanordnungen. Da man über die Ursachen nichts wußte, gewöhnte man sich an Nachstellung der Wundergeschichten als das einzige, woran man sich halten konnte: Magisches Denken ist gekennzeichnet von der Unkenntnis kausaler Zusammenhänge und deren ritueller Kompensation, weshalb das Konzil zu Trient 1562/63 die Heiligenbeschwörung schleunigst als zulässige Religionsausübung anerkannte, um sich nicht des Instruments der Suggestion zu begeben.

»Lourdes ist lediglich ein Phänomen der Massensuggestion. Es gibt einen klaren Beweis für die Richtigkeit dieser These, einen Beweis *e contrario*. Das ist der Winter. Im Winter finden keine Wallfahrten statt, weder die großen französischen noch die internationalen. Im Winter kommen lediglich ein paar versprengte Touristen, Neugierige, Hochzeitsreisende, die gelobt haben, nach ihrer Verbindung dorthin zu pilgern — es kommen aber auch Kranke. Die Kirchen sind geöffnet, man kann beichten und beten, wie im Sommer, man darf baden wie im Sommer; man darf das heilige Wasser trinken, wie im Sommer. Und es gibt keinen Fall der Heilung im Winter — keinen einzigen! Es kann keinen einzigen geben, weil die Masse fehlt, die brodelnde, Gebete plappernde, dahinziehende, sich pressende, chorsingende Masse. Der Pilger ist mit seinem Gott und seiner Grotte allein. Und da langt es nicht. Da springt kein Funke über, da bäumt sich nichts auf, da peitscht nichts auf den Willen ein, da raunt nichts: Gesunde! da ruft nichts: Gesunde! da brüllt nichts: Steh auf und wandle! Im Winter geschlossen. ... Am tiefsten hat Freud hier sondiert. In seiner Untersuchung 'Totem und Tabu' findet sich das finstere Loch aufgerissen. 'Mit der Zeit verschiebt sich der psychische Akzent von den *Motiven* der magischen Handlung auf deren *Mittel*, auf die Handlung selbst. ... Nun hat es den Anschein, als wäre es nichts anderes als die *Handlung*, die das Geschehen erzwingt.'« (Tucholsky, Pyrenäenbuch)

Noch 1837 quittieren Kirche und Staat David Strauss' rationalistische Demontage der biblischen Wundergeschichten mit einem lebenslänglichen Berufsverbot. Worauf Karl Barth kühl notierte, »Straussens Können be-

schränkt sich darauf, das Schiff der Dogmatik mit Mann und Maus untergehen zu lassen.« Er unternehme ja nicht einmal den Versuch, ein neues Jesusbild zu konstruieren. »Wer einmal vergöttert ist, hat seine Menschheit unwiederbringlich eingebüßt. Es ist ein eitler Wahn, daß aus Lebensnarrichten, die, wie unsere Evangelien, auf ein übernatürliches Wesen angelegt sind, sich durch irgendwelche Operation ein natürliches, in sich stimmendes Menschen- und Lebensbild herstellen lasse.«

2.

Die aufgeklärten Leser Ende des 19. Jahrhunderts feierten die *Verwissenschaftlichung* vieler bis dahin eher spekulativer Disziplinen von der Chemie über die Medizin bis zur Kriminalistik. Naturwissenschaft war Trumpf. Aus jener Zeit rührt die verbreitete Vorliebe für Sherlock Holmes' scharfsinnige, wissenschaftlich anmutende Methode der Verbrechensaufklärung. Im Unterschied zur rituellen Überhöhung unbekannter, womöglich suggestiver Verursachung, mit denen sich die Inquisition befaßte, setzt Holmes auf die Rekonstruktion der Mittel und Motive als wirkliche Ursachen. Die Rekonstruktion solcher Kausalketten erforderte minutiöse Beobachtung auch unscheinbarer Details und die Besinnung auf ihre wahrscheinlichste Funktion. Im Gegensatz zu den stets etwas beschränkten Polizisten in diesen Geschichten, die sich immer nur den auffälligen Details widmen, die dramaturgisch wesentlichen Kleinigkeiten aber regelmäßig übersehen, setzt Holmes auf die Gleichwertigkeit der Tatmerkmale. »Es gibt nichts Trügerischeres als eine offensichtliche Tatsache«, sagt der Meisterdetektiv in »Bascombe Valley«.

Holmes ist die Schöpfung des Mediziners Conan Doyle (1859-1930), der als Kind seiner Zeit durchdrungen war von Wissenschaftlichkeit und Rationalismus einer Medizin, die gerade erst mit Hilfe der Naturwissenschaften der Spekulation zu entsagen begann. Die Meisterschaft seines Detektivs erscheint so überzeugend, weil Holmes sich uneingeschränkt auf die Wissenschaftlichkeit seiner Methode beruft und zu verlassen scheint: Den naturwissenschaftlich experimentierenden und argumentierenden Kriminalisten umgibt eine unwiderstehliche Aura strikter Logik und Rationalität. Das Vorbild zu dieser Gestalt war DoYLES Professor Bell am Königlichen Hospital zu Edinburgh, dessen Anamnesetechnik in der Fachwelt seiner Zeit gerühmt wurde, wie Doyle mit dem »Barbados-Dialog« dokumentierte:

»Gelegentlich waren die Ergebnisse höchst dramatisch, wenn es auch vorkam, daß er sich schwer irrte. In einem seiner besten Fälle sagte er zu einem Zivilisten: — Nun, guter Mann, Sie haben also in der Armee gedient. — Jawohl, mein Herr. — Noch nicht lange entlassen? — Nein, mein Herr. — Haben Sie in einem Gebirgsregiment gedient? — Jawohl, mein Herr. — Waren Sie Unteroffizier? — Jawohl, mein Herr. — Waren Sie auf Barbados stationiert? — Jawohl, mein Herr. — Sehen Sie, meine Herren, erklärte er dann, dieser Mann war ein ehrerbietiger Mensch, aber er zog seinen Hut nicht ab. Das ist in der Armee nicht üblich. Er hätte sich an zivile Umgangsformen gewöhnt, wenn er schon lange entlassen wäre. Er hat einen Anflug von Autorität und er ist offensichtlich ein Schotte. Was Barbados anlangt, so litt er an Elephantiasis, was auf Westindien und nicht auf Britannien schließen läßt.«



Das Vorbild der ver-blüffenden Dialoge zwischen Holmes und seinen jeweiligen Klienten ist unverkennbar. »Wie der Wissenschaft ein hervorragender Geist verlorenging, als er sich der Aufklärung von Verbrechen zuwandte, so auch der Bühne ein *blender* Schauspieler«, sagt Watson im »Skandal in Böhmen« über Holmes.

In ihrem launigen Bändchen »'Du kennst meine Methode'. Charles Peirce und Sherlock Holmes«, dem auch der »Barbados-Dialog« entnommen ist, haben zwei Semiotiker aus den USA die erstaunliche Übereinstimmung der Denkweise von Peirce, einem der Begründer der Semiotik, und der Methode des Doyle'schen Meisterdetektivs dargestellt. Peirce entwickelte eine »Theorie, warum man so oft richtige Annahmen vertritt«, derzufolge »unsere gesamte Erkenntnisstruktur von Hypothesen überzogen ist, die mit Hilfe der Induktion bestätigt und weiter entwickelt wird. Die Erkenntnis läßt sich über das Stadium des reinen Stierens hinaus nicht im geringsten erweitern, macht man nicht bei jedem Schritt eine Abduktion.«

Abduktion nannte Peirce Annahmen, die aus der Beobachtung scheinbar zusammenhangloser, keiner Regel folgender Phänomene resultieren. Dabei besteht das Problem im fließenden Übergang von der Hypothesenbildung auf der Grundlage präziser Beobachtung zum bloßen *Raten*, vor allem aber in der Abgrenzung beider. Läßt Doyle seinen Holmes programmatisch behaupten, aufs Raten lasse er sich nie ein (»Das ist eine empörende Angewohnheit — verderblich für das logische Denken«), so überschreibt Peirce eine Abhandlung seiner Methode ungeniert mit »Guessing«, Raten, Ahnen.

Als Ahnherr dieser Methode einschließlich ihrer literarischen Gestaltung gilt Voltaire, der nicht zuletzt als Strafverteidiger gerühmt wurde. Der niffige Karl May gehört in diese Tradition ebenso wie Simenon und Umberto Eco mit seinem »Zeichen der Rose«. Eco läßt in dieser Hommage an Doyle zwei Franziskaner mit den beziehungsreichen Namen William von Baskerville und Adson von Melk (anläßlich einer Mordserie und eines Geheimtreffs der Legaten beider Päpste aus Rom bzw. Avignon) das Problem des Schließens vom Einzelnen aufs Allgemeine und schließlich auf das Besondere reflektieren. Genüßlich stellt Eco den Streit der seinerzeit stets häresieverdächtigen Franziskaner mit ihren dogmatischen Kollegen aus dem Dominikanerorden dar. Der Exinquisitor William hat das Amt des Inquisitors abgegeben, »weil das Schlußfolgern von den Wirkungen auf die Ursachen eine so schwierige Sache ist, daß allein Gott der Richter sein kann. Uns Menschen fällt es bereits dermaßen schwer, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen zwischen einer so offenkundigen Wirkung wie etwa dem Brand eines Baumes und dem Blitz, der ihn verbrannte, daß der Versuch, lange Ketten von Ursachen und Wirkungen zu konstruieren, mir ebenso wahnhaft erscheint wie der Versuch, einen Turm zu bauen, der bis in den Himmel reicht.« Was ihn jedoch keineswegs hindert, in dem heimgesuchten Kloster kriminalistisch tätig zu werden.

Die Krönung des Genres stammt wieder einmal von Borges, der zusammen mit Bioy Casares in den vierziger Jahren parodistische Kriminalromane geschrieben hat. Ihr Don Isidro entzieht sich der Überprüfung seiner Thesen nach den Regeln der Wirklichkeit, indem er den Gesetzen der *Dramaturgie* durch *Inszenierung* und *Fiktion* Geltung verschafft. Die Überzeu-

gung Spinozas, daß die Bewegungen des Geistes den gleichen Gesetzen folgen wie die Wirklichkeit, ist in diesen Geschichten bewußt umgedreht zugunsten des *Artefakts*. (Und »Die unendliche Geschichte« ist in dem Maße un-End'-lich, wie sie derartige Einfälle von Borges verarbeitet.) Im Kino sind es Bogey und seine Nachahmer, die sich strikt an die Kinowirklichkeit halten.

## 3.

Der italienische Historiker Carlo Ginzburg will die Geschichtlichkeit kollektiver Mentalität und modellhafter Verbindlichkeit (Paradigmatik) wissenschaftlicher Erkenntnis ableiten aus der widersprüchlichen Durchdringung von hoher und niederer Kultur, herrschaftlicher und archaisch-regionaler Tradition, dem Strukturwandel in Herrschaftsgefüge und -denken sowie der Funktionalität und Ästhetik der praktischen Organisation und Bewältigung des Alltags. Ginzburg geht weit: In »Spie. Radice di un paradigma indiziario« (deutsch unter dem modischen Titel »Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli — die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst« erschienen im »Freibeuter«) behauptet er die Entstehung eines wissenschaftlichen *Indizienparadigmas* im 19. Jahrhundert, das auf die Verschmelzung des Galileischen Paradigmas des Messens und Quantifizierens mit dem herrschaftlichen Privileg der Weissagung, des Orakels und Gottesurteils hinausläuft: Morellis Methode der Identifizierung anonymer, gefälschter oder falsch zugeschriebener Kunstwerke orientiert sich nicht an Motiven oder Stilen, sondern, wie der Jäger Fährten identifiziert, an der für den jeweiligen Maler typischen Darstellungsweise nebensächlicher Details wie Finger, Ohren u. ä. Die Typizität eher nebensächlicher Merkmale läßt Holmes insistieren auf der Gleichwertigkeit der Tatmerkmale und Spuren und bringt Freud auf die Bedeutung des Unbewußten, Absichtslosen und deshalb nicht durch Selbstkontrolle oder Intention verfälschten Denkens und Wollens. So jedenfalls Ginzburg, der mit diesem Gedanken von Foucaults »Archäologie des Wissens« und Lévi-Strauss' »Symbolischem Strukturalismus« nicht weit entfernt ist.

Die Attraktivität solcher Entwürfe besteht in dem Reiz ihres spekulativen Potentials. Die spielerische Neugruppierung und Reinterpretation nach gusto e intenzione zusammengesuchter Details ermöglicht schillernde und ungewohnte Perspektiven mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit — eine Denktradition, die Kategorienlosigkeit und Phänomenologie des Alltags vereint. Denn auf den wesentlichen Gedanken, der die Unterstellung eines Indizienparadigmas wissenschaftstheoretisch erst fruchtbar machen würde — auf die Wechselwirkung von Methode und Ästhetik, die Dialektik von Bearbeitungs- und Sichtweise, die *ästhetische Befugtheit* gerade der ersten Naturforscher — ist Ginzburg nicht gekommen.

## 4.

»Das Prinzip der Zauberei ist, daß zwischen dem Mittel und dem Erfolg der Zusammenhang nicht erkannt wird. Zauberei ist überall, wo dieser Zusammenhang nur da ist, ohne begriffen zu sein. Dies ist auch bei den Arzneien hundert Mal der Fall und man weiß sich eben keinen anderen Rat, als daß



man sich auf Erfahrung beruft. Das Andere wäre das Rationelle, daß man die Natur des Mittels kenne und so auf die Veränderung, die es hervorbringt, schliesse.« (Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion)

Die Naturwissenschaften haben es von vornherein mit klarer determinierten Kausalzusammenhängen zu tun: Als Resultat der konsequenten, *zwangsläufigen Problemisolation* (Reduktionismus) und der Selbstverständigung der scientific community über die Mechanik der Verursachung entsteht das bis heute gültige Modell der naturwissenschaftlichen Versuchsanordnung (das später sogar in den Sozialwissenschaften imitiert wird — mit zweifelhaftem Erfolg). Die konzise Definition der Reaktions- oder Ablaufbedingungen (Determinanten), aussagefähiger Meßgrößen (Parameter) sowie die Quantifizierung der eingesetzten Mittel oder Stoffe sollen die Reproduzierbarkeit des Resultats gewährleisten. Physik sowie insbesondere analytische und präparative Chemie feierten Triumphe, die auf alle anderen Disziplinen abfärbten. Die Möglichkeit gezielter, in Kenntnis der Ablaufbedingungen steuerbarer, stofflicher Umsetzungen führte zur *Vorstellung* beliebig entwickel- und anwendbarer, einseitig gerichteter Funktionsabläufe. Solche Vorgänge wurden als monokausale Mechanismen aufgefaßt.

Exemplarisch für diese Orientierung ist die Entwicklung der heutigen, allgemeinen Wirkstoffforschung aus Chemie und Pharmazie. Aus den als wirksam bekannten Naturstoffen wurden die Reinsubstanzen isoliert und deren Molekülstruktur ermittelt, z. B. Morphin aus Opium oder Chinin aus Chinarinde. Mit zunehmendem Synthesewissen stand der standardisierten Reproduktion einmal ermittelter Substanzen allenfalls die Rentabilität der jeweiligen Technologie entgegen. Folglich wählte sich die Pharmakologie jahrzehntelang im Besitz des Zugangs zu Therapie schlechthin und begründete das bis heute kaum angekratzte Primat der Pharmakotherapie. Die Mittel-mäßigkeit der Therapie wurde zum bestimmenden Prinzip. Doch bis heute, dem Zeitalter der Kybernetik, gibt es keine Systematisierung der biologischen Integrationsstufen (etwa vom Molekül über die Zelle, Zelleinheiten, Organe, Organverbände, Organismen, Individuen bis zu Population und Gesellschaft) im Zuge einer komplexen Krankheitslehre — Pathologie heißt in der Klinik immer noch der anatomisch-physiologische *Befund*. Analog dazu gibt es weder eine »vergleichende Therapeutik« noch den Ansatz einer »vertikalen Wirkungsanalyse« — im Gegenteil, Mediziner wenden sich bei solchen Vorschlägen mit Grausen. Derartige systematische Versuche kollidieren mit ihrer jahrelang eingeübten, eher phänomenologisch bestimmten Sichtweise. Im besten, aber seltenen Fall klärt die Pharmakologie den biochemisch-physiologischen Wirkungsmechanismus auf, ermittelt den Rezeptor und grenzt die Rezeptoraffinität des Wirkstoffmoleküls ein — um das ganze dann als *therapeutisches Modell* anzubieten.

Daß eine Wissenschaft, die es explizit mit der Wirkungsauflärung zu tun hat, in hundert Jahren Wissenschaftsgeschichte über ein solch rudimentäres Wirkungsverständnis nicht hinausgekommen ist, muß Gründe haben, die außerhalb ihrer bisherigen Kompetenz liegen. Zwar verschlechtern die Domestizierung der Pharmakologen in den Käfigen der *Symptomforschung* (vs. Ursachenforschung) und die Organisation ihres Faches nach den Prinzipien kurzfristiger *Verwertbarkeit* die Ausgangslage. Ein ebenso

wesentlicher Grund dürfte jedoch die erkenntnistheoretische Abstinenz und/oder Ignoranz vieler Pharmakologen sein. Während die Methodendiskussion in den Sozialwissenschaften schon länger breiten Raum einnahm und sich frühzeitig in Methodologie-Lehrstühlen niederschlug, gibt es Biometriker oder -statistiker erst seit jüngerer Zeit. Doch die Diskussion verläuft hier methodenimmanent. Schon deshalb gelangte die Systematik der Wirkstoffforschung nicht über das phänomenologische Abprüfen chemischer Stoffklassen im Tierversuch hinaus. Folgerichtig rekrutiert sich ein Teil der Biostatistiker aus der Veterinärmedizin. Die »am Tier« ermittelte, wie auch immer definierte »biologische Wirkung« wird ihren Symptomen nach vergleichbaren, menschlichen Krankheitsmerkmalen zugeordnet und in mehreren Stufen beim Menschen auf ihre therapeutische Verwendbarkeit geprüft. Der klinische Wirksamkeitsnachweis folgt also zwangsläufig der im Tierversuch ermittelten und beim Menschen »erhärteten«, therapeutischen Hypothese. Die Wirkung wird anhand eines *black box*-Modells erprobt. In Unkenntnis der biochemischen Wirkungsmechanismen wird versucht, eine *hypothetische* Wirksamkeit statistisch nachzuweisen. Dieser Umstieg von der Wirkung auf die Wirksamkeit ist wesentlich: er bedeutet den Umstieg auch auf ein *unschärferes Beweismiveau*. Die Unkenntnis der konkreten, chemisch ausgelösten Regulationskybernetik soll kompensiert werden mit der »statistischen Gewißheit« einer *unterstellten Wirkung*.

Für eine kritische Pharmapolitik bedeutet dies erst einmal die Relativierung der Bedeutung therapeutischer Studien nach dem Schema »Material und Methode« und hilfsweise die Durchsetzung eines Bedarfsnachweises. Für unser Thema des wissenschaftlichen Nachweises gesetzmäßiger Kausalzusammenhänge dagegen eröffnen sich die komplexe Dimension der Determinusdebatte und die *Einsicht in die normative Kraft des Hypothetischen*: »Meine Kollegen Therapeuten raten, wenn sie Behandlungsmethoden lehren, jeden Fall zu individualisieren. Man muß auf diesen Rat hören, um sich davon zu überzeugen, daß jene Mittel, die in den Lehrbüchern als die besten und vollbrauchbar für die Schablone empfohlen werden, sich in einzelnen Fällen als völlig untauglich erweisen.« (Tschechow, Eine langweilige Geschichte)

##### 5.

Empirische Studien stellen ab auf die statistische Wahrscheinlichkeit einer Hypothese. In jedem Statistiklehrbuch findet sich aber der Hinweis auf die *Plausibilität* jedweder Hypothese als unabdingbare Voraussetzung eines schlüssigen Ergebnisses — so etwa der dezente Wink mit der offenkundig blödsinnigen Korrelation zwischen der Anzahl der Storchennester und der Geburtenrate in ländlichen Gebieten. Ein anderes Beispiel stammt von Lichtenberg: »Dieses ist eine Theorie, die meines Erachtens in der Psychologie ebendas vorstellt, was eine sehr bekannte in der Physik ist, die das Nordlicht durch den Glanz der Heringe erklärt.«

Plausibilität ist jedoch nichts weiter als eine mehr oder weniger intuitive, aber einleuchtende Deutung oder Interpretation von Symptomen, Merkmalen oder Zeichen anhand einer unterstellten Bedeutung, *Typizität* oder *Charakteristik* — mit jeweils fließenden Grenzen zu wissenschaftlichen Kategorien oder »gesundem Menschenverstand«. Doch im Unterschied zu



Doyles Sherlock Holmes bestimmt nicht der Wissenschaftler die Dramaturgie der Ereignisse, etwa durch Variation der Ablaufbedingungen. Die Konfrontation mit objektiven Gesetzmäßigkeiten enthält ihm das Privileg der schönen Künste vor. Während diese nämlich auch durch *mutwillige* Verkehrung der objektiven Verhältnisse, d. h. in bewußter Verkehrung der Realitäten Wirklichkeit darstellen können, ist der Wissenschaftler der Faktizität des Hypothetischen ausgeliefert. Das gequälte »Anything goes« des gefeierten »Methodenanarchisten« Feyerabend ist nichts weiter als die »positiv gewendete«, aber aussichtslose Überlebensstrategie am rauen Tagewerk empirischer Wissenschaft verzweifelter Libertinage. Hier beginnt das weite Feld empirischer Manipulation, wissenschaftlicher Fälschung und bewußter oder naiver Artefakte. Der fin de siècle-Empirismus eines Conan Doyle ist längst eingemündet in systematischere Theorien wie die der biologischen Evolution oder der ökonomischen Gesellschaftsformationen.

Doch die sich selbst im konservativen Lager durchsetzende Einsicht in die Zwangsläufigkeit gesellschaftlicher Entwicklung ist nicht nur vielfältiger Interpretation und Indienstnahme zugänglich, sondern reibt sich auch am akuten Unbehagen der folgenreichen, als bedrohlich empfundenen technischen Entwicklung. Chemisierung, Automation und Informatisierung entziehen sich zunehmend individueller Bewältigung etwa durch Verallgemeinerung der praktischen Erfahrungen mit ihnen und eröffnen im Gegenteil apokalyptisch interpretierte Perspektiven, die den gewöhnlich durchaus positiven Erfahrungen des Einzelnen zu widersprechen scheinen. Umfassendere Funktionskenntnis und Systematisierungen sind gefordert, aber kurzfristig sicherlich nicht zu haben. An ihre Stelle tritt die *gesellschaftliche Erfahrung* eines sich erst entfaltenden Umweltdesasters, zunehmender Arbeitslosigkeit auch durch Rationalisierung sowie Desinformation durch flächendeckende, aber kriterienlose Informatisierung. Das ganze wird festgezurr mit der Drohung technologischer Provinzialität, Einbuße der Konkurrenzfähigkeit und sofort. Gesellschaftspolitik à la Max und Moritz — die gute Witwe Bolte, die das auch nicht gerne wollte.

Das Umschlagen der prinzipiell positiven, naturwissenschaftlich-technischen Produktivkraftentwicklung in reale, negative gesellschaftliche Auswirkungen wird kaum gesehen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verhältnisse, die zu dieser Verkehrung führen. Analog zur Frage der Pharma-Epidemiologen, wie sich etwa die beliebige Vermarktung von Tranquilizern auf die gesellschaftliche Entwicklung auswirkt (Valium an jeder zweiten Straßenecke: die alternierende Einrichtung von Eckkneipen und -apotheken als städtebauliche Planungskonstante), stellt sich die Frage nach den Folgen flächendeckender Versorgung (vs. Entsorgung) mit den verschiedenen Varianten der Elektronikvermarktung in Produktion und privatem Alltag.

6.

Man kommt in diesen Fragen nicht weiter ohne Besinnung auf die *Massenwirkung* der neuen, industriellen Waren. Die industrielle Revolution ermöglichte die maschinelle Großproduktion und damit die flächendeckende Versorgung mit standardisierten Massengütern. Im Zeitalter der techni-

schen Reproduzierbarkeit bemächtigten sich »die Massen« — der Benjaminschen Forderung zum Trotz — keineswegs vorrangig der nunmehr ihrer Einmaligkeit und Unerreichbarkeit entkleideten, endlich jedermann zugänglichen Kunstwerke, sondern der langersehnten Konsumgüter. »Die Umwälzung des Überbaus, die viel langsamer als die des Unterbaus vor sich geht, hat mehr als ein halbes Jahrhundert gebraucht, um auf allen Kulturgebieten die Veränderung der Produktionsbedingungen zur Geltung zu bringen. In welcher Gestalt das geschah, läßt sich erst heute angeben. An diese Angaben sind gewisse prognostische Anforderungen zu stellen. Es entsprechen diesen Anforderungen aber weniger Thesen über die Kunst des Proletariats nach der Machtergreifung, geschweige die der klassenlosen Gesellschaft, als Thesen über die *Entwicklungstendenzen der Kunst unter den gegenwärtigen Produktionsbedingungen*. Deren Dialektik macht sich im Überbau nicht weniger bemerkbar als in der Ökonomie.« (Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, 1936)

Das gleiche gilt für die Wissenschaften und die Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis. Die *Standardisierung*, die sich in der Wirkstoffforschung als therapeutische Notwendigkeit im Interesse präzise steuerbarer Intervention ausnimmt, ist die Grundlage der industriellen Großproduktion überhaupt. Chemisierung, Automation und Informatisierung setzen technisch realisierbare Standards voraus als Implikat jedweder Technologie und als Explikat ihrer Anwendung: Mit der Massenproduktion geht nicht nur die Umsetzung standardisierter Massenwaren in standardisierte Massenanwendung einher, sondern darüber hinaus generieren die zugrundeliegenden Standards auch noch einen neuen ideologischen (funktionalen, erkenntnistheoretischen, ästhetischen) *Inhalt*. Die Errichtung großtechnischer Anlagen ihrerseits setzt Rentabilität voraus; ein Produktionsdruck entsteht, der allein schon zur flächendeckenden Beschickung der Märkte nötigt, vom Profitmotiv ganz abgesehen. Fortlaufende Produktinnovation verzögert die Marktsättigung und verhilft zu neuen Märkten. Das Beispiel der (selbst bei Innovationsraten unter einem Prozent neuer Wirkstoffe pro neu zugelassene Präparate und Jahr) unverändert expandierenden Pharma-Industrie zeigt, daß bei nachlassendem Innovationspotential ausschweifende Diversifikationsstrategien den gleichen Zweck erfüllen können.

Für unser Thema interessieren dabei vor allem die *Umdefinition* prinzipiell sozial verursachter oder bedingter Krankheit in chemisch regulierbare, physiologische Entgleisungen sowie die Tendenz, Wirkstoffe auch vorbeugend einzusetzen. Der Versuch, der Wirkstoffanwendung immer weitere Therapiegebiete und womöglich auch noch die Prophylaxe zu erschließen, wird abgestützt durch Indienstnahme der Ergebnisse sozialmedizinisch-epidemiologischer Forschung. Das Konzept der sogenannten Risikofaktoren-Medizin z. B. zeigt die Verschommenheit der Hypothesen- und Theoriebildung auch auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Forschung: Natürlich besteht ein Zusammenhang zwischen Infarktrisiko und Blutfettspiegel, nur ist die Arterienverkalkung bei weitem nicht der einzige Infarktrisiko-Faktor, und außerdem ist die Senkung erhöhter Blutfettspiegel auch diätetisch erreichbar. Und schließlich sind epidemiologisch ermit-



telte Normwerte allenfalls Orientierungswerte, der Blutfettspiegel setzt sich zusammen aus diversen, hinsichtlich ihrer physiologischen Funktion nach wie vor unzureichend aufgeklärten Fettarten (Lipidfraktionen), so daß der Einsatz von lipidsenkenden Präparaten sowohl diagnostisch als auch funktional mehr als fragwürdig ist, undsofort.

So verwundert denn auch nicht die gesundheitspolitische Vereinnahmung solcher Konzepte im Zuge einer konservativen Theorie der Selbstverschuldung mit dem erklärten Ziel der Abwälzung der Behandlungskosten auf den Kranken. Ohne klare, soziale Bezugspunkte auf Krankheitsbild und Therapieziel, die bislang dem Einfluß der Definitions- und Interpretationsmacht der weitgehend privat organisierten Wirkstoffforschung ebenso unterliegen wie diese selbst, wird es kaum zu einer schlüssigen Wirkstofftheorie, -entwicklung und -anwendung kommen. Solange es bei der symptomfixierten, organbezogenen Krankheitssystematisierung bleibt, wird die Entwicklung komplexer, prozessualer Krankheitsbilder und kausaler Therapien zufällig und auf jeden Fall die Ausnahme bleiben — jeder Mediziner ein Sherlock Holmes, d. h. Detektiv und Schauspieler.

In der Tat läßt sich das Problem analog zur Realismusdebatte entfalten, die Frage der *Wirklichkeitserfassung und -veränderung* steht in der Wirkstoffforschung genauso wie dort. Was sagen klinische und epidemiologische Studien tatsächlich aus und wie verändert eine immer breiter streuende Wirkstoffanwendung die sozialmedizinische Wirklichkeit?

7.

»The medium is the message« (McLuhan) — Die Technik der Umdefinition sozialer in naturwissenschaftlich handhabbare Funktionszusammenhänge geht zurück auf die kontinuierliche Verdinglichung und Versachlichung der Lebensführung seit den ersten Anfängen des Kapitalismus. Die systematische Organisation des öffentlichen und privaten Lebens unter dem Einfluß immer weiterer Stoffe, Methoden und Techniken ist zugleich Ursprung und Resultat der instrumentellen Vernunft. Das zunehmende Warenaufkommen zunächst aus den Kolonien und anschließend aus der heimischen Großindustrie führt zur hemmungslosen *Materialisierung der Bedarfsstruktur*. Dabei handelt es sich jedoch keineswegs um eine vorsätzliche »Demokratisierung des Luxus« nach Maßgabe der protestantischen Ethik (wie Schivelbusch ausgerechnet am Beispiel der neuen, nüchternheitssichernden Genußmittel Kaffee, Tee und Kakao — auf Max Webers Spuren — nachzuweisen sucht) und schon gar nicht um die »entscheidende Wende des Kapitalismus«, sondern um dessen *inhaltliche Investitur*. Das Interesse an der ideologischen Absicherung und Einbettung der Verdinglichung des Lebensstils schafft Interpretationsbedarf, der Wareneinsatz muß plausibel/applausfähig gemacht, Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit/Effizienz der eingesetzten Mittel müssen nachgewiesen werden. Wissenschaft erhält eine zusätzliche Funktion über die allgemeine Welterklärung und Naturaneignung hinaus. Mit dem Umschlag der Massenproduktion in eine zunehmend synthetische, anthropogene Produkt- und Funktionswelt wird der *Rechtfertigungsbedarf* stärker. Der hilflose, schon von Paracelsus verwandte Begriff der »Zivilisationskrankheiten« zeigt an, daß man sich der pathogenen Implikationen des materiellen Fortschritts bewußt wird. Die

Ideologieproduktion hinkt dieser Entwicklung hinterher, eine Wertediskussion ist im Gang. Die Wissenschaft sieht sich in ungekannter Schärfe nicht nur der Frage nach ihren Methoden oder ihren Inhalten, sondern nach der Angemessenheit ihrer Methoden zur *Bewältigung* ihrer Inhalte ausgesetzt. Chemisierung, Automation und Informatisierung sind miteinander verflochten und isoliert nicht ausreichend beschreib-, geschweige analysierbar. Strukturen, Prozesse und Funktionen stehen zur Diskussion, deren Teilmechanismen im Rahmen des klassischen Kausalverständnisses (im Sinne von Ursache-Wirkungsketten und deren eklektischer Montage zu partiellen Abbildungen der Wirklichkeit) zwar noch erfaßbar, aber nicht mehr zureichend erklärbar sind in ihrer Gesamtheit. Das Chaos der widersprüchlichen Erscheinungen und Deutungen ist beachtlich und führt zur Entstehung neuer Theoreme: Chaosforschung, Katastrophensoziologie, Komplexitätsspiele, Bedienungstheorie u. ä. zeigen an, daß mit dem überkommenen, mechanischen Funktionsdenken kein Staat mehr zu machen ist. »Das Kausalprinzip muß gegenüber der engen, klassischen Determinismuskonzeption eine Erweiterung erfahren. Außerdem ist klar zwischen Kausalität und Gesetz zu unterscheiden, wobei unter Kausalität die konkrete, unmittelbare Vermittlung des objektiven Zusammenhangs zu verstehen ist.« (Fuchs-Kittowski, 1976)

Der unabweisbare Einfluß prozeß- und strukturbedingter, kybernetisch verflochtener Determinantenbündel und damit die Entwicklung qualitativ neuer Analyse- und Steuerungsmöglichkeiten wird ansatzweise systematisiert. Der bislang z. B. in der Wirkstoffforschung vernachlässigte Zusammenhang von *Zufall und Notwendigkeit* kommt ins Spiel. Die Ablösung alttestamentarisch anmutender Gesetzesvorstellungen gewinnt Gestalt in Form dialektischer Wechselwirkungen, die hinauslaufen auf das Prinzip: gleiche Ursachen — gleiche mögliche Wirkung. Denn unzulängliche Determinantenkenntnis und -steuerung generieren Zufälle im Sinne bloßer Regelabweichungen: Die Vorstellung der Identität von Kausalität und Gesetz favorisiert im Kern die Notwendigkeit und drückt sich um die nicht minder kausale Verursachung von Zufällen. Zufällige Notwendigkeiten und notwendige Zufälle sind das Ergebnis, das Absurde tritt erneut auf den Plan als Murphy's Gesetz: Wenn irgendetwas schiefgehen kann, geht es schief.

Zwangsläufig erhält die Kategorie des Zufalls eine eigenständige Dimension im Rahmen der Stochastik, die sich mit der Zufallsabhängigkeit von Systemen und Prozessen befaßt. Außerdem führt die unterschiedliche Komplexität von Verursachungszusammenhängen zur Differenzierung unterschiedlicher Gesetzestypen nach dem Grad der erfaßten Systemkomplexität. Die binäre Logik, das Denken in — auch dialektisch aufgefaßten — Begriffspaaren gerät in die Defensive.

\*

Nur, die stoffliche Orientierung, die *Mittel*-mäßigkeit der Herangehensweise bleiben dennoch erhalten, die Umdefinition sozialer Verursachung in biologische Handhabbarkeit unangetastet. Der Wirkstoff unterliegt nach wie vor seiner Deutung als mechanischer Gesundheitsgenerator und wird auch weiterhin eingesetzt als Funktionsgarant trotz pathogener Arbeits-



und Lebensverhältnisse. Der *Funktionalismus* des Wirkstoffeinsatzes entspricht dem *Ästhetizismus* der bürgerlichen Lebensgestaltung. In beiden kehrt das verdrängte Konfliktpotential, der Verzicht auf die Auseinandersetzung mit einengenden, befindensstörenden Lebensbedingungen wieder als entfremdete, *zutiefst loyale Akzeptanz* dieser Verhältnisse. Man weiß sich ein *Mittel* dagegen.

\*

»Die Schwierigkeiten bei der Synthese resultieren aus der Zwischenreaktion, einer säurekatalysierten Veresterung, die durch den ortho-Substituenten sehr stark verzögert und meistens sogar ganz verhindert wird, und das liegt an seiner räumlichen Position im Molekül. ... Vor zwei Jahren hat kein Mensch daran gedacht, etwas zu synthetisieren, was man relativ einfach aus der Pflanze gewinnen kann. Kein Mensch hat gewußt, daß diese Pflanzenextrakte auf dem Weltmarkt sehr knapp werden könnten und daß sich die Preise in zwei Jahren verzehnfachen. Die Industrie hat kein Interesse gezeigt. Genügt Ihnen das?« — Ihm hat es genügt: (Dieter Noll, Kippenberg, 1979)

- Fuchs-Kittowski, K., Probleme des Determinismus und der Kybernetik in der molekularen Biologie, Jena (Fischer), 1979<sup>2</sup>  
 Ginzburg, C., Spurensicherung, Freibeuter 3 und 4, Berlin (Wagenbach), 1980  
 Hochachka, P. W., Somero, G. N., Strategien biochemischer Anpassung, Stuttgart — New York (Thieme), 1980  
 Noll, D., Kippenberg, Berlin und Weimar (Aufbau), 1979  
 Schivelbusch, W., Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genüßmittel, München und Wien (Hanser), 1980  
 Seboek, T. A., Umiker-Seboek, J., »Du kennst meine Methode«, Charles S. Peirce und Sherlock Holmes, Frankfurt/Main (Suhkamp), 1982

*Manch einer mißtraut jedem Sept-Akkord, weil er einmal einen Trugschluß gehört hat.*  
 Hanns Eisler

Arne Raeithel

## Gegen eine technozentrierte Verkürzung des historischen Materialismus

Das Pamphlet von WRL in der letzten DEBATTE hat mich so sehr geärgert, daß ich den geplanten dritten Teil zur Wirkung der Computer auf unser Welt- und Menschenbild vorläufig nicht schreiben kann. In den ersten beiden Teilen (1/85 und 4/85) hatte ich versucht, die emotional aufgeladenen, »heißen« Begriffe der heutigen Diskussion um die »Neuen Technologien« ein wenig abzukühlen. Es ging mir darum, die Polarisierungen von »lebendig« und »tot«, von »menschlich« und »technisch«, von »natürlich« und »künstlich«, von »mütterlich« und »gewaltsam« soweit zu treiben, daß aus unvereinbaren Gegensätzen, die alle zusammenzufallen scheinen, ein Netz aus dialektischen Begriffen werden kann. Die Symbolmaschinen, so wollte ich schließlich zeigen, sind funktional steuerbare Mittel unserer gesellschaftlichen Denk-, Planungs- und Vorausbemühungsversuche, deren volle Aneignung noch längst nicht gelungen ist und auch niemals gelingen wird, wenn wir die Computer nicht auch als wesentlichen Teil der Entwicklung unserer Lebensformen, unserer Kultur verstehen. Während Michael Otte in seinen Beiträgen zu dieser Debatte die letztgenannte These eher direkt anging, wollte ich historisch ein wenig weiter zurückgehen und den Fokus eher auf die Geschichte der persönlichen und familiären Lebensformen, sowie auf die alltäglichen Denkformen richten. Dies ist notwendig, so meine ich, weil sonst unverstündlich bleibt, woher die Angst vor der neuen Technik kommt, die die derzeitige Diskussion immer wieder aufheizt: Es ist eine Angst vor dem »sozia-

len Tod« (Mario Erdheim), vor dem Zerreißen von Lebensformen und Identität, vor der Zerstörung hochgeschätzter Teile der eigenen Kultur.

Von alledem versteht WRL scheinbar nichts. Er bekämpft die Angst mit dem Mittel der Abgrenzung und Ausgrenzung: »Ungeheuerliches« geschieht, so fürchtet er, denn »humanistische« oder »biologistische« oder »harmonisierende« oder »funktionalistische« Sichtweisen werden nun sogar von Marxisten probenhalber eingenommen, sie zitieren »reaktionäre Zivilisationskritiker« und noch dazu »in der Manier abgchalfterter Altphilologen«. Dagegen setzt WRL ganz klare Grenzen des Marxismus, so klar wie die Abgrenzung der codierten Praxisfelder in seinem Schaubild, und behauptet: Die »materiellen Produktivkräfte« werden bereits unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen in jener »materiellen Gestalt« entwickelt, die sie zur »Basis einer höheren Produktionsweise« macht. Es scheint für WRL so etwas wie den »one best way of history« zu geben, auf dem sich der technisch produzierbare Teil der Produktivkräfte notwendigerweise bewegt.

Ähnliches behauptete Frederick Taylor für den lebendigen Teil der Produktivkräfte: Für jede Arbeit gäbe es eine optimale Art der Ausführung, die durch Zeit- und Bewegungsanalyse an Bestarbeitern auffindbar ist und dann als Norm vorgegeben werden kann. Taylor war ein Gründervater der heutigen Ergonomie, in der, wie bei WRL, angenommen wird, man könne zunächst die technische Aufgabe lösen, und dann die fertige Lösung mit einer

»Schnittstelle« an die lebendige Arbeit anschließen. Nach dieser radikalen Vereinfachung des Problems können zwar auch von der Kapitalseite noch allerlei humanistische Wünsche berücksichtigt werden, aber sobald die Entwicklung der Persönlichkeiten am Arbeitsplatz soweit geht, daß die Produzenten darüber bestimmen wollen, was sie produzieren, weil sie es in der einen oder anderen Form auch konsumieren müssen, hört der Spaß auf. Die Definition der technischen Probleme behält sich das Management vor, und die ganze Ingenieurs- und Ergonomik sowie die kapitalistische Konkurrenz kann sich nur auf die Optimalität relativ zu diesen definierten und fixierten Zwecken auswirken. Das ist so sonnenklar wie nur Weniges im Marxismus.

Wieso fällt WRL in diese uralte Falle, einen vorgezeichneten Entwicklungsweg (der Technik, des historischen Prozesses, siehe Neuss: »Enttäuschte Gewißheit« DEBATTE 1/84) für möglich zu halten? Sein Thema ist die Verteidigung der Großtechnik und der Informationstechnik als materielle Möglichkeiten zur Hervorbringung menschlicher Produktionsverhältnisse. Mir scheint, WRL möchte ein *Vertrauen* in die menschlichen Fähigkeiten zur gefahrlosen Nutzung der heutigen und künftig denkbaren Technik wiederherstellen, wenn er von einer »Anthropologie der Gesellschaftlichkeit und universellen Entwickelbarkeit der Menschen« (S. 14) spricht — ein Vertrauen, das offenbar selbst orthodoxe Marxisten nicht mehr ungebrochen zur Basis ihrer Reflexion machen können (ich habe die von WRL zitierten Texte noch nicht gelesen). Wenn ich WRL hier richtig verstehe, dann habe ich eigentlich die gleiche generelle Absicht: Es ist notwendig, einen historisch-materialistisch begründeten *Optimismus* zu entwickeln, der die emotionale Basis dafür bilden kann, »die neuen Techniken gegen ihre kapitalistische Anwendung zu fordern« (aaO), und nicht nur zu fordern, son-

dern allseitig zu *nützen* gegen die kapitalistischen Zwecke, die sie (vorläufig) ausgeformt haben. Und richtig finde ich auch die Einschätzung, daß die größten Einschränkungen in der Nutzbarkeit der neuen Technik für positive Zwecke durch die »Strukturelle Arbeits-Organisation (SAO)« hervorgerufen werden, und nicht etwa durch die stofflich-funktionale Gestalt der Produktionsmittel.

Hinter dem Kürzel SAO verbirgt sich jedoch allzuviel. Es sind dies etwa: Die Aufteilung der Produktionsprozesse in Einzelarbeiten, die Verkehrsformen und Verständigungsmittel zwischen den Arbeitenden, die »Familienideologie« des Konzerns (bei IBM, Nixdorf und anderen Hochtechnologiebetrieben, ebenso wie in der gesamten japanischen Wirtschaft, besonders »human« und »progressiv« ausgeprägt) und so fort. Erst wenn wir diesen SAO-Komplex solchermaßen als Teilbereich der gesellschaftlichen Distributions- und Austauschprozesse betrachten, wird sichtbar, wo die Schwierigkeiten liegen, eine alternative Nutzung der Technik wirklich durchzusetzen. Hier bräuchten wir nicht so sehr ein Vertrauen in die Technik, als vielmehr in die Organisationsfähigkeit der progressiven Kräfte. Wir müßten angeben können, wie kulturelle Hegemonie auch in der Organisation der Produktion durchgesetzt werden kann. Aber wir wissen nicht einmal genau, was zu tun ist, um sie »im Überbau« zu erreichen.

Woher also das notwendige Vertrauen nehmen, wenn nicht von den Grünen stehlen, die ja so viel Hoffnungen in die Selbstorganisation kleiner, teil-autonom organisieren und in die Möglichkeit der Verallgemeinerung neuer Lebensformen durch soziale Vernetzung investiert haben? WRL jedenfalls lehnt diese Art von »Romantik« entschieden ab und entscheidet sich, auf die Entwicklung der Großtechnik zu setzen. Wieso verdient die Technik mehr Vertrauen als die regionalen Ini-

tiativen? Warum erscheint sie leichter beherrschbar als das chaotische Durcheinander der heutigen Politikprozesse? Als Antwort drängt sich mir zwischen den Zeilen von WRL's Text ein Thema auf, das auch schon in Michael Springers »Inseln am Ende der Welt« (DEBATTE 1/84, S. 22 f.) virulent war: Es gibt ein unter Marxisten weitverbreitetes *Urmißtrauen* gegenüber der Selbstorganisationsfähigkeit von Gemeinwesen und daher auch gegenüber der Möglichkeit der *Harmonie* von Gemeinwesen, die sich in einem temporären *Gleichgewicht* zeigen könnte.

Was heißt das praktisch: ein Mißtrauen? Ein mißtrauisches Subjekt verschafft sich Beweise für die Berechtigung der Angst, die als emotionales Signal der jeweiligen Bedrohung der erste Auslöser für einen Reflexionsprozeß ist. Dann sucht es entweder Mittel, um die Bedrohung abzuwenden, oder es sucht sich eine soziale Bindung, in der die Bedrohung abgepuffert ist. Zum Beispiel: eine Partei, die eine bessere Form der Organisation gesellschaftlicher Prozesse zu kennen glaubt, vielleicht sogar real existierende Belege dafür hat. Das Mißtrauen, ebenso wie das polar entgegengesetzte Vertrauen, sind Haltungen von Subjekten gegenüber anderen Subjekten. Zum Beispiel kann man nur gegenüber einer subjektiv (rätig, lebendig, eigensinnig) gesehenen Natur Vertrauen entwickeln. Werden die Naturprozesse dagegen mechanistisch, stochastisch oder sonstwie unbelebt verstanden, erscheint der Begriff des Vertrauens deplaziert, da geht es nur noch um technische *Kontrolle*, um den funktional-konstruktiven Komplex (FKK), wie WRL das nennt. Das gleiche gilt für die Technik: Vertrauen kann sich nur bilden, wenn die Technik als Teil von sozialen Organisationen verstanden werden kann, denen wir als sozialen Subjekten zutrauen, die neuen Mittel nicht gegen uns zu wenden.

Für viele Menschen gibt es aber solche vertrauenswürdigen sozialen Sub-

jekte nicht, sie fühlen sich von der Art und Weise bedroht, wie die Technik durch die staatlichen und privaten Großorganisationen heute eingesetzt wird. Diese Bedrohlichkeit unserer heutigen und hiesigen Nutzung der Technik gibt WRL nicht explizit zu. Im Gegenteil, an allen Stellen *widerlegt* er die von den »Grün-Alternativen« behauptete Bedrohlichkeit, indem er eine technische oder organisatorische Möglichkeit der Kontrolle in groben Umrissen aufzeigt. Überraschenderweise spart der Marxist WRL aber *politische* Möglichkeiten der Kontrolle weitgehend aus und setzt eine bloß abstrakte Hoffnung in (zum Beispiel) »die Optimierung der Produktionsdemokratie« (S. 23). Er ist sogar recht blauäugig und naiv, wo er etwa lakonisch sagt: »So etwas«, nämlich ein vom Betriebsrat einsehbares Logbuch über den Gebrauch, den das Management einer Firma vom eigenen Personalinformations-System macht, »ließe sich schon unter dem Kapitalismus durchsetzen«. Stimmt diese Aussage denn auch bei weiterer Geltung des heutigen Betriebsverfassungsgesetzes — der Betriebsrat hat bekanntlich Schweigepflicht? Und wenn nicht, was bräuchte es, um diese Rechtslage entsprechend zu ändern? Kein Wort zu diesen Fragen bei WRL, statt dessen die typischen Größenideen und Patentrezepte eines Systemprogrammierers, der für alle Probleme schon einen Organisationsplan (und eine Strategie für die Erreichung von dessen Akzeptanz) in der Tasche hat.

Nun kann man folgende Regel aufstellen: Immer wenn eine Politiktheorie fehlt, fällt ein Marxist auf die Produktionstheorie zurück und vergißt, weil er die gesellschaftlichen Arbeitsprozesse einseitig versteht, den »strikten Gegensatz« (Frank Benseler in DEBATTE 4/85) zur kapitalistischen Rationalisierung: »Die Produktion muß sich dem Menschen anpassen, die Mittelhaftigkeit der ökonomischen Sphäre (muß) hervortreten« (S. 57). Im historischen



Materialismus von Engels und Marx heißt dies unter anderem auch: Es muß eine Theorie der Reproduktion der Menschen geben, darunter insbesondere eine Vorstellung über die Reproduktion der Kultur, des gesellschaftlichen Wissens, der sozialen Verkehrsformen, denn diese machen ja nach der siebten These über Feuerbach das Wesen »des« Menschen aus. Kein Zufall also, daß Betrachtungen darüber, wie sich die neuen Techniken auf die Verkehrsformen der Menschen auswirken, bei WRL völlig fehlen. Das erklärt sich zwanglos daraus, daß WRL mögliche Lösungen aufzeigen möchte, aber für solche Probleme eben keine kennt. Fraglich bleibt mir sogar, ob er sie überhaupt als Probleme anerkennt.

Der zentrale Fehler, wenn man von einem Fehler sprechen will, als ob er leicht vermeidbar wäre, ist die Reduzierung der Produktivkräfte auf das, was technisch produzierbar ist. Dazu zählt mittlerweile auch die Arbeitsorganisation, gerade wegen dieser Computer, die die »Kopfarbeit« zu mechanisieren gestatten. Dennoch bleibt ein Rest, der wesentlich ist, und der nicht aus dem historischen Materialismus herausgekürzt werden darf: Die Reproduktion der lebendigen Arbeit ist nicht vollständig unter Produktionsgesichtspunkten zu verstehen. Einstellungen zur Arbeit, zur Technik, zum politischen Engagement sind wesentlich Resultat von Mütterarbeit in den »privaten Räumen« außerhalb der Produktion und des Han-

dels. Aber gerade in diese privaten Räume zielt die kapitalistische Rationalisierung mit den neuen Informationstechniken: Die Kunden sollen in ihren Wohnzimmern gefangen werden, denn dadurch spart man Verkäufer, Berater und den Aufwand für deren Kontrolle. Für diesen Zweck wird gegenwärtig optimiert, und das erscheint mir denn doch keine materielle Basis für ein sozialistisches Gemeinwesen zu sein, in dem menschliche Verbindung allemal mehr zählen sollte als Effektivität des Warenumsatzes.

Mögen die Ideen vom alternativen Leben noch so verworren sein, so halte ich jedenfalls ihre Klärung gegenwärtig für vordringlicher, als sich im Rahmen der kapitalistischen Zwecksetzungen mit FKK, BSS, TAO und SAO zu beschäftigen. Das ist hochqualifizierte Lohnarbeit, gewiß, aber noch nicht politisch produktive Arbeit, die wir doch nebenher auch noch leisten müssen, und die in meinem Verständnis vor allem auf die Entwicklung neuer Verkehrsformen gerichtet sein muß. Dies aber, so glaube ich, läßt sich nicht technisch lösen nach dem Modell der Produktionsarbeit, sondern erfordert viele praktisch-politische Erfahrungen und einen Typ von historischem Materialismus, der auch die lebendigen Menschen und ihre Kulturen unter die materiellen Produktivkräfte rechnet und also die technozentrierte Verkürzung vermeidet.

*Oft heiraten Frauen oder gehen sonst irgendwie zugrunde.*

*Elfriede Jelinek*

Franziska Wiethold

## Wenn einfache Wahrheiten schwierig werden

### Anmerkungen zu WRL »Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus«

Daß es auf Reform und Revolution der Produktionsverhältnisse ankomme, um den objektiv fortschrittlichen Charakter der Produktivkraftentwicklung zu nutzen, ist für Marxisten so unbestreitbar wahr, daß eher die Notwendigkeit erschreckt, es wieder betonen zu müssen. Und trotzdem: diese Wahrheit wirkt im Artikel von WRL in der Debatte 5/85 fast voluntaristisch, weil er die historischen Bedingungen ausläßt, die uns ihr gegenüber skeptisch und anfällig gemacht haben für technikkritische Positionen.

Marx und Engels haben an der Zerstörung bisheriger Lebensbedingungen durch den expandierenden Kapitalismus immer zweierlei beschrieben: die Verelendung einerseits, aber vor allem den revolutionären Charakter dieses Prozesses, der z.B. mit Einführung der Frauen- und Kinderarbeit die traditionelle Familie zerstörte und damit die Voraussetzung für Frauenemanzipation, für ein proletarisches Bewußtsein ohne kleinbürgerliche Fesseln und patriarchalische Strukturen schuf. Romantische, handwerklich orientierte Träume utopischer Sozialisten geißelten sie in einer Schärfe, die heute angesichts der unausgesprochenen Grundlage linker Bündnisarbeit »Einheit geht vor Klarheit« als linkssektiererisch gelten würde. Das Proletariat hatte die Aufgabe, die Produktivkraftentwicklung im Kapitalismus für die Er kämpfung von Verbesserungen zu nutzen, vor allem aber die einem hochentwickelten Stand gesellschaftlicher Produktivkräfte entsprechenden Produktionsverhältnisse zu schaffen.

Mit dieser politischen Perspektive beginnt — wenn auch meist unausgesprochen — unser Problem. Hundert Jahre nach dem Tod von Karl Marx scheinen wir (zumindest in der BRD) weiter entfernt als je vom Sozialismus. Die deutsche Arbeiterbewegung, die in Europa immer als eine der stärksten galt, hat in historisch entscheidenden Phasen die Auseinandersetzung vermieden. Der Kapitalismus hat sich aus seinen Krisen gestärkt hervorgearbeitet, so daß die BRD nach zwei verlorenen Weltkriegen die zweitstärkste imperialistische Macht ist. Der Widerspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen — durch das nachlassende Wirtschaftswachstum der 70er Jahre verschärft — scheint jetzt durch die aktuelle Modernisierungsphase des westdeutschen Kapitalismus eher wieder geringer zu werden: Trotz Absatzschwäche steigen die Profite der Großunternehmen, da sie durch Nutzung der Mikroelektronik Arbeits- und Kapitalkosten sparen (siehe dazu das Memorandum 8 und das Memo-Forum Nr. 5 der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik).

Vollmundige Erklärungen im Stil »es kommt nur darauf an, wer die Technik nutzt« haben angesichts der Resistenz und Produktivität kapitalistischer Produktionsverhältnisse für viele an Glanz verloren. Dies um so mehr, je mehr der Marxismus zur »Heilslehre« verkommen war und — statt präzises Analyseinstrument zu sein — den Glauben an den Sieg der Arbeiterklasse vermittelte (siehe A. Neussiss »Enttäuschte Gewißheit« in Debatte 1/84). Es liegt nahe,

daß sich dieser inzwischen erschütterte Glaube dann in die nächste diffuse Weltauffassung flüchtet — die Technik- und Zivilisationskritik.

Außerdem sind viele mißtrauisch geworden: Ob es denn ausreiche, die Verfügungsgewalt »in die richtigen Hände« zu legen? Der Umgang der Arbeiterbewegung mit Technik und Produktivkräften — Technikfaszination oder Sachzwangargumente gegenüber Technikanwendung auch in übler kapitalistischer Form (hinter der sich häufig Omnipotenzträume verbergen, siehe dazu Arne Raeithel in Debatte 4/85) — hat unseren Glauben, daß »die richtige Seite« es auch »richtig« anwendet, gestört. Mancher schottet sich mißtrauisch gegen jede Kontrolle ab, weil er in »seiner« Organisation mit der Kontrolle durch die eigenen Leute nicht viel bessere Erfahrungen gemacht hat als mit der Gegenseite. Und hinter manchen Großprojekten der Arbeiterbewegung — ob Gemeinwirtschaft oder sozialistische Länder — steckt nicht nur die höhere Ökonomie, sondern auch irrationale Großmannssucht.

Der Kapitalismus hat auch in den Köpfen der Arbeiterbewegung seine tiefen Spuren hinterlassen. Das kann allerdings nur denjenigen enttäuschen, der wiederum im Glauben an den Sieg der Arbeiterklasse Proletkult gepflegt hat und nun mit diesem Verlust die Perspektive insgesamt verliert, die Menschheit könne verantwortlich mit Technik umgehen.

**Wenn Technik zur Ursache veränderter Machtverhältnisse gemacht wird — am Beispiel Leistungs- und verhaltenskontrolle**

Die Arbeiterbewegung hat es nur unzureichend geschafft, Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnisse analytisch zu trennen und das dialektische Wechselverhältnis zu erkennen.

Sie blieb allzusehr dem Schein verhaftet, daß sich Produktivkräfte nur in Form ihrer kapitalistischen Nutzung zeigen. Die Kapitallogik tritt im Mantel des technisch-ökonomischen Sachzwanges auf. Und so beschränkt sich die Reaktion häufig genug auf ein Schwanken zwischen Technikablehnung und -glaube. Diese Gefahr ist aktuell besonders groß, wo ökonomische Krise, verschlechterte Arbeitsbedingungen und Modernisierung der Produktionsstruktur zusammenfallen.

Am Beispiel: Betriebsdatenerfassung und Leistungskontrolle über EDV erscheinen häufig als Ursache für die steigende Leistungsverdichtung, Disziplinierung und perfektere Unterwerfung der Beschäftigten unter die Gewalt des Kapitals. Umkehrschluß: Ohne EDV wären die Kontrollen geringer und die Spielräume größer. Beleg: die früher noch vorhandenen Möglichkeiten, sich kleine Nischen im Arbeitsprozeß zu erhalten.

Der Schein trügt, denn jeder Kenner der Angestelltensituation weiß, daß aktuell keine andere Beschäftigtengruppe so wehrlos der Leistungsverdichtung ausgesetzt ist, gerade weil hier offiziell festgelegte und kontrollierbare Leistungsnormen fehlen. Angestellte unterliegen unter dem Druck wachsender Arbeitslosigkeit als Individuen der Direktionsgewalt des Kapitals unmittelbar als die Leistungslöhner, da die Gewerkschaften dort kollektive Kontrollmöglichkeiten bei der Festsetzung von Lohn und Leistung erkämpft haben. Ergebnis der häufig schleichenden Leistungsverdichtung: Zunahme grauer (d.h. »freiwilliger« und unbezahlter) Überstunden, die um so weniger von Betriebsräten zu kontrollieren sind, je weniger die Arbeitszeit offiziell erfaßt wird. Eine verwirrende Erkenntnis für diejenigen, die im Glauben erzogen wurden, Akkord und Stechuhr seien der Inbegriff kapitalistischer Gewalt über die Arbeiterklasse!

Die Leistungsverdichtung wird durch

EDV-gestützte Ermittlung von Leistungsnormen systematisiert, aber nicht verursacht. Denn parallel werden auch ohne EDV wirksame Systeme angewandt, mit Hilfe schlichten Personalabbaus, nach dem Motto »Leistungsreserven sind immer da« die Pro-Kopf-Leistung zu erhöhen.

Im Leistungslöhnerbereich spricht der Anschein allerdings für den Zusammenhang EDV-gestützter Kontrolle und Leistungsverdichtung. Jeder kennt die Geschichten von früher, wo Akkordscheine geschoben und Refa-Leute ausgetrickst wurden. Aber war das nur möglich, weil die Arbeitsvorbereitung und die Vorgesetzten blind waren und erst durch EDV schend gemacht wurden? Oder weil in Zeiten der Vollbeschäftigung solche Nischen zugelassen werden mußten? Natürlich wird es leichter, durch EDV-gestützte Leistungskontrolle solche Nischen zu diagnostizieren und auszumerzen. Nur der Hauptgrund liegt in den veränderten betrieblichen Machtverhältnissen: man kann es sich jetzt leisten.

Das Kapital ist meist klug genug, solche Machtverschiebungen mit technisch-organisatorischen Veränderungen zu verbinden und damit den Schein des Sachzwanges herzustellen. Betriebsrat und Beschäftigte akzeptieren diesen Schein häufig; und nicht nur, weil sie sich trügen lassen, sondern weil sie so die unangenehme Wahrheit verschlechterter Machtverhältnisse verdrängen können.

Das Verhältnis der Arbeiterbewegung gegenüber Leistungsnormen und -kontrolle war immer doppelbödig. Einerseits wurde die Fabrikdisziplin akzeptiert, sogar zur »Facharbeitertugend« verklärt und internalisiert. Der individuellen Leistung hatte die »leistungsgerechte Bezahlung« zu entsprechen, weshalb scheinobjektive Systeme der Leistungsbewertung hohe Bedeutung bekamen und den eigentlichen Klassencharakter des Verhältnisses von Lohn und Leistung verschleierten. Man

grenzte sich von »Faulenzern und Bummelanten« ab.

Gleichzeitig schufen sich die Beschäftigten ein Ventil. Sie versuchen, Leistungsnormen und Anweisungen zu unterlaufen, worauf sie ebenso stolz wie auf ihre Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit sind. Sie brauchen diese Nischen aber auch, um ihre vermeintlichen Unzulänglichkeiten gegenüber internalisierten Leistungsnormen verdecken zu können (Krankheit, nachlassende Leistungsfähigkeit werden auch von Beschäftigten als persönliche Schwäche betrachtet).

EDV-gestützte Leistungskontrolle löst die Angst aus, daß dieses doppelbödige Verhalten zerstört werden kann: Vorteile, die man sich listenreich erschlichen hat, können wieder weggenommen werden. Und »Schwächen« können auch vor sich selber und den Arbeitskollegen nicht mehr verborgen werden. Die Angst vorm »gläsernen Menschen« ist auch die Angst, daß das eigene Verhalten mit den internalisierten Leistungsnormen konfrontiert werden könnte.

Ablehnung von technischer Kontrolle greift hier zu kurz. Denn sie weckt die Illusion, bei den heutigen betrieblichen Machtverhältnissen könne der Einzelne sich noch im Halbdunkel verbergen; sie bestärkt die Illusion, die Technik zwänge zu einem Umgang, bei dem nur noch abstrakte Leistung und nicht mehr der Mensch zähle, statt offenzulegen, daß dies der normale Umgang im Kapitalismus war und ist, der nur durch die Sondersituation der Vollbeschäftigung verschleiert wurde. Der einzig perspektivenreiche Weg, den Arbeitsprozeß auch mit Hilfe von EDV kollektiv im Interesse der Beschäftigten zu kontrollieren, setzt allerdings voraus, daß die »Gegenkontrolleure« sich in einem schmerzhaften Prozeß von den internalisierten Verhaltensregeln des Kapitalismus — der Konkurrenz, dem Wunsch nach Macht über Menschen, der fast masochistischen Auffassung von Ar-



beitstugend und Pflichterfüllung — befreien. Freiräume und Schutz vor bestimmter Kontrolle, die z.B. in Betriebsvereinbarungen erkämpft worden sind, haben nur Bestand, wenn sie nicht zum Verbergen vermeintlicher Schwächen genutzt werden sollen, sondern wenn mit ihnen erzwungen wurde, daß bestimmte Verhaltensweisen akzeptiert werden müssen.

Von technischer Entwicklung befürchten viele eine Einengung ihrer gestalterischen Freiräume. Richtig ist: die Freiräume sind um so größer, je unvollkommener der Arbeitsprozeß durchorganisiert ist: Pausen z.B. als Folge von Leerlauf, Kommunikation mit anderen Beschäftigten als Folge lückenhafter Arbeitsorganisation. Mit den neuen Informations- und Steuerungstechniken fallen diese »Poren« als unproduktive Zeiten zunehmend weg.

Ähnlich beim Erfahrungswissen: je größer die Bedeutung des Erfahrungswissens, desto rückständiger die wissenschaftliche Durchdringung eines Arbeitsprozesses, desto mehr individuell-konkretistisches Wissen anstelle von gesellschaftlich zugänglichem, allgemeinem Wissen. Allerdings: mit dieser Systematisierung und wissenschaftlichen Durchdringung unterwirft das Kapital die Beschäftigten lückenloser seiner Macht. Aber was ist die Gegenposition — künstliche Erhaltung eines geringer entwickelten Wissensstandes?

Hinter dieser Hoffnung verbirgt sich eine sonderbare Mischung von Kleinmut einerseits, im Kapitalismus sich die Arbeitsbedingungen nur durch Abfallprodukte eines noch wenig entwickelten Arbeitsprozesses erträglich machen zu können; und Illusion andererseits, diesen doch so übermächtigen Kapitalismus von der Weiterentwicklung der Produktivkräfte abhalten, den augenblicklichen Stand konservieren zu können. Damit drückt man sich vor dem eigentlichen Problem — der Machtaus-einandersetzung um die Gestaltung der Arbeitsorganisation, akzeptiert sie als

scheinbar zwangsläufige Folge einer bestimmten technischen Stufe.

In den Gewerkschaften wird schon länger über eine andere Gestaltung der Arbeitsorganisation gerade unter Nutzung der immer flexibler werdenden technischen Möglichkeiten diskutiert. Es hakt bei der Präzisierung und Durchsetzung. Denn die bisher erkämpften tarifvertraglichen und betrieblichen Einflußmöglichkeiten setzen überwiegend erst dann an, wenn das Kapital eine bestimmte Arbeitsorganisation geschaffen hat. Auch das Interesse beider Seiten an De- oder Requalifizierung von Arbeitsabläufen ist ambivalent. Gewerkschaften befürchten, daß Kapitalstrategien zur stärkeren Nutzung der Qualifikation immer auch darauf zielen, Beschäftigte zu integrieren und von kollektiver Interessenvertretung abzuhalten; sie befürchten dies um so mehr, je weniger sie mit der Veränderung in der Beschäftigtenstruktur fertig werden — der Verschiebung vom Facharbeiter zum außerhalb des Betriebes ausgebildeten Angestellten. Das Kapital befürchtet, daß diese Einbindung nicht gelingt oder zu teuer wird und die Beschäftigten die vergrößerten Qualifikationsmöglichkeiten (die von der Arbeitsproduktivität her häufig rationaler wären) gegen das Kapital nutzen. Deshalb das Hin und Her zwischen Nutzung und Unterdrückung von Qualifikationspotentialen.

**Technischer Fortschritt** »ja, aber...« oder »nein, wenn nicht...«

Die technikkritische Haltung in der Linken ist auch eine Reaktion auf den langjährig vorherrschenden blauäugigen Fortschrittsglauben in großen Teilen der Gewerkschaften und der SPD, der die Produktionsverhältnisse — und damit die Machtaus-einandersetzungen — ausklammerte. Als die kapitalistische Nutzung technischer Entwicklung durch hohe Wachstumsraten nicht

mehr verdeckt wurde, wurde die Limonadenformel »den technischen Fortschritt sozial beherrschen« geboren; Kapital und Arbeit sollten sich friedlich und gerecht dessen Früchte teilen, wobei es auszureichen schien, daß die Gewerkschaften erst dann auf den Plan traten, wenn das Kapital die Arbeitsorganisation bereits festgelegt hatte.

Die damit verbundene anbiedernde Verbeugung »Wir sind keine Maschinenstürmer« führte in linken Gewerkschaftskreisen zu der provokativen Gegenreaktion »Wir sind Maschinenstürmer« (wobei allen unterschwellig klar war, daß es hier um »Kapitalstürmer« ging); die Floskel »technischer Fortschritt ja, aber...« führte zu der Gegenposition »technischer Fortschritt nein, wenn nicht...«. Das dialektische

Verhältnis von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen ging in diesem Schlagabtausch meist unter. Aber dabei wurden erstmalig wieder prinzipielle Gegenpositionen benannt, die es ermöglichten, wieder über das Verhältnis von Kapitalismus und Technik zu reden.

Die beschriebenen Gegenreaktionen sind nicht nur Flucht aus der Realität der eigenen Machtlosigkeit. Sie sind auch ein notwendiger Umweg, um sich vom Ballast der Sozialpartnerschaft und Gläubigkeit an die »Weltmarktkonkurrenz«, vom »made in Germany« zu befreien. Sie sind ein Umweg, der möglichst schnell beendet werden muß, sollen nicht neue Illusionen und damit neue Enttäuschungen aufgebaut werden. Dazu trägt der Artikel von WRL bei.

*Ich habe stets der momentanen Meinung des Proletariats getrotzt.*

*Karl Marx, MEW 8/600*

## HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

### WAHLNIEDERLAGE ODER: 29 PROZENT

*Für die KPI müssen die Wahlen eine Lehre sein: Ohne Massenbewegung kann sie keine Stimmengewinne erzielen.* DVZ/tat 17.5.85

### WAHLERFOLG ODER: 0,7 PROZENT

*Auf dem Hintergrund der Kräftekonstellation in Nordrhein-Westfalen sind Ergebnis und Wirken der Friedensliste beachtenswert.*

DVZ/tat 17.5.85

### PAUSENREGIERUNG

*Wenn die SPD also durch eigene Kraft der jetzigen Koalition zu einer Regenerationspause verhelfen will, dann muß sie weiterhin alles tun, um ihre politische Alternative zu entwickeln, zu formulieren und deutlich zu machen.*  
*Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte 5/85*

### »OH!« SAGTE HERR K. UND ERBLEICHTE

*Daß diese Themen gegenwärtig häufiger in den sowjetischen Medien zu finden sind, daß bereits auch personelle Konsequenzen gezogen wurden, ist im übrigen beileibe keine Sensation, auch wenn westliche Medien dies bereits mit dem Etikett »umfangreiche Säuberungskampagne« versehen haben. Auf den Faktor »Disziplin« haben führende sowjetische Politiker seit langem und eindringlich aufmerksam gemacht. Wenn jetzt erste praktische Schlußfolgerungen in die Wege geleitet wurden und auch personelle Veränderungen, angefangen von der Brigade bis zu den Ministerien, vorgenommen werden, ist das nur natürlich. Nur beim Auflisten von Problemen stehenzubleiben, entspricht nicht der Tradition der Partei, die von Lenin geprägt wurde.*

*Unsere Zeit, 24.4.85*

Vridolin Enxing

## Wenn Süverkrüp Degenhardt wegrationalisiert

Erfahrungen mit computergesteuerter Musik

Auf der Tournee der »Friedenskiste« für die Friedensliste/NRW setze ich zum ersten Mal live eine Kombination digitaler Synthesizer und Rhythmuscomputer ein, über einen Homecomputer gesteuert. Auffälliges Merkmal, für jeden im Publikum erkennbar: Bildschirmarbeit auf der Bühne. Zuoberst auf der Keyboardburg verbreitet ein Monitor blaulilarosagelgefärbtes Licht über den halbdunklen Bühnenraum. Zu hören ist ein komplexer Sound, wie man ihn von 4-5köpfigen Rockbands kennt — verblüffend echte Schlagzeugklänge, knackiger Baß, Streicher und Bläserarrangements, dazu ein elektroakustischer Flügel.

Zu sehen ist die oben beschriebene Computerburg und ein einzelner Musiker, der seine Tätigkeit vorwiegend auf das Flügelspiel konzentriert, abgesehen von gelegentlichen Schaltvorgängen auf der schreibmaschinenähnlichen Tastatur des Homecomputers. Alles in allem nichts Neues für ein popmusikorientiertes Publikum, für die linke Szene anscheinend jedoch eine Provokation. Jeder Auftritt, über 30 in NRW, wird begleitet von Diskussionen, Anwürfen, manchmal auch Fragen sachlicher Art.

*Die technische Seite:* Zu weit würde es führen, die ganze Bandbreite elektronischer Klangerzeuger vorzuführen und die technischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Bedingungen, die zu ihrer Entwicklung führten. Dennoch will ich versuchen, auch für Laien verständlich, eine Versuchsanordnung zu skizzieren, wie ich sie auf dieser Tournee einsetzte. Denn ich bin überzeugt: viele, die sich da aufregen, ästhetische, musikalische, politische Sachverhalte und Konsequenzen stilisieren, wissen im Grunde gar nicht, was da so vor sich geht. Reizworte wie Automatenmusik, Rationalisierung, seelenlos usw. verraten lediglich ungetrübte Sachkenntnis desjenigen, der sie benutzt. Was also geht im einzelnen vor sich?

Da haben wir als erstes einen digitalen, algorithmisch programmierbaren Synthesizer. Das ist nichts anderes als ein Computer, der aber nicht so aussieht. Statt einer Schreibmaschinentastatur (alpha-numerische Tastatur) hat er Tasten wie ein Klavier. Statt eines Bildschirms hat er ein kleines read-out, ähnlich, wie man es von Taschenrechnern kennt. Seine Tonerzeugung beruht auf den Kenntnissen über frequenzmodulierte Schwingungen und funktioniert im Prinzip so ähnlich wie das gute alte UKW(AFM) Radio. Die eigentliche Leistung besteht in der digitalen Verarbeitung aller Informationen, die er vom Spieler bekommt.



Welche Taste ich anschlage, wie lange ich sie halte, wie stark oder sanft ich das tue, wie viele Töne gleichzeitig ich spiele, all diese Informationen setzen sich in elektrische Impulse einfachster Art um, nämlich die Zustände »an« oder »aus« — Strom fließt oder Strom fließt nicht — mathematisch 1 oder 0. Und das für jeden kleinsten Teil eines mechanischen Vorgangs, wie ihn das Drücken einer Taste darstellt. Immer fragt die elektronische Adresse in ihm: fließt Strom oder nicht, an oder aus, 1 oder 0? Die mechanische Folge — anschlagen, loslassen, anschlagen, loslassen — einer Taste sähe also mathematisch ausgedrückt wie folgt aus: 1, 0, 1, 0. Eine vierstellige Zahl, die mit zwei Ziffern auskommt, ein »binary digit«, ein »bit«, wie es in der Computersprache heißt.

Da elektrischer Strom eines der schnellsten Medien ist, die wir kennen, kann so ein Computer in Sekundenbruchteilen unglaublich viele solcher »bits« verarbeiten, viel mehr, als jede mechanische Konstruktion. Wenn ich zum Beispiel die Taste eines herkömmlichen Klaviers anschlage, springt ein Hämmerchen an die Saite, gleichzeitig löst sich ein Dämpfer, der auf die Saite zurückfällt, wenn ich die Taste wieder loslasse. Das Ganze erfordert eine komplizierte Mechanik, die das Innenleben und das Gewicht des Klaviers ausmacht und das Ergebnis jahrtausendelanger Studien über mechanische und akustische Vorgänge darstellt. Aber auch die Mechanik eines solchen Instruments (Kosten je nach Ausführung zwischen 3.000,- und 100.000,- DM) ist unglaublich träge im Vergleich zu der Geschwindigkeit, mit der elektrischer Strom durch den Synthesizer fließt und seine bits verarbeitet (Kosten je nach Ausführung zwischen 2.000,- und 700.000,- DM).

Diese digitale Verarbeitung der Informationen führt zu wahren Wunderdingen, wenn man sie mit dem traditionellen Instrumentenbau vergleicht. Da weder Luftsäulen noch Stahlsaiten, weder Ziegenfelle noch Holz- oder Metallplatten schwingen, sondern ganz vorurteilslos elektronische Schwingungen bearbeitet werden, kann man inzwischen fast jeden Klang herkömmlicher Instrumente mehr oder weniger gut in einem einzigen Synthesizer aufbauen und über die Tasten spielen. Je nach Bauart klingen diese Synthesizer verschieden, haben ihre eigene Charakteristik, haben gute und schlechte Eigenschaften, letztendlich wie im traditionellen Instrumentenbau eine Frage des Preises. Rhythmuscomputer funktionieren genauso, sind nur spezialisiert auf den Klang von Schlagzeug und Perkussionsinstrumenten und ermöglichen, auch digital, die tonbandähnliche Speicherung und Wiedergabe von Rhythmusfolgen, haben also neben dem Klanggedächtnis auch ein Klangfolgedächtnis.

*Die spieltechnische Seite:* Jetzt stelle man sich einen Musiker vor, der diese Instrumente in Verbindung mit einem herkömmlichen Klavier verwendet. Kompositorische Vorgabe sei ein Song mit Klavierbegleitung, ein Baß soll erklingen, Geigen sollen jubelieren, das Schlagzeug Power machen. Entweder man engagiert ein vielköpfiges Orchester oder einen Keyboarder:

Linke Hand auf dem Klavier, rechte auf dem Synthi mit dem Geigenjubiläum, rechter Fuß auf Baßsynthi, linker Fuß auf Drumcomputer, zweite rechte Hand Melodie auf dem Klavier, zweite linke Hand Gegenstimme in den Geigen, mehrere andere Füße und die restlichen Gliedmaßen gleichmäßig über die Elektronik verteilt, ideale Vorlage für Cartoonisten und Comic-

zeichner. Also, so gehts nur beschränkt gut. Entweder Kompromisse beim Klavier, beim Synthi, bei der musikalischen Faktur der Komposition, oder, oder, und, und...

*Der Homecomputer:* Wenn da nicht der Homecomputer wäre, diese einfachste, billige, reduzierte Variante der elektronischen Datenrechner, der in unserem Falle dem Musiker mehrere Arme und Beine zur Verfügung stellt. Der arbeitet nämlich auch mit bits, wie der Synthi. Und hat ein digitales Gedächtnis. Er umgeht den Umweg über die Tasten und kommuniziert mit seinem Synthesizerbruder in der Primitivsprache 1 oder 0, aber das ganz schnell; viel schneller, als ich eine Taste drücke, drückt er sie alle. Aber wie? Das muß man ihm vorher sagen. Man muß ihn programmieren. Beispiel:

Mein wunderschöner Song sei komponiert. Ich nehme meinen Synthi und spiele eine tolle Baßstimme, die zum Charakter des Songs und zu meiner Klavierbegleitung paßt. Der angeschlossene Homecomputer merkt sich diese Baßstimme ganz genau, und zwar alles: Tempo, Lautstärke, Pausen, alle musikalischen Parameter, wie ich sie gespielt habe. Knopfdruck: Umkehrung — der Homecomputer, gewöhnt an Buchführung, Adressenlisten und was sich ein Computer sonst noch so merken muß, gibt alle Informationen über die von mir gespielte Baßstimme wieder an den Synthi zurück und, der Synthi spielt sie. Ich spiele dazu mein Klavier, kann mich voll darauf konzentrieren, ohne Kompromisse, und Bruder Computer läßt den Baß knacken, daß es eine Freude ist. Dasselbe mit den Jubelgeigen auf einem zweiten Synthi, dasselbe mit dem Rhythmuscomputer usw.

Viva la musica, endlich kann ich das spielen, was ich will, und dazu noch das, was ich will, daß es der Computer tut; nacheinander in einzelnen Arbeitsschritten eingeben, zu Hause, ohne Streß, dann im Konzert gemeinsam zum Klingen gebracht, 3, 4 oder 5 Vridolins, der Gipfel des Kompositionsarrangementklavierbaßgeigenschlagzeugvirtuosentums oder höchste Stufe des musikalischen Narzißmus?

Kriterium für die Beantwortung dieser Frage kann nur sein: die Musik selbst. Wir treten also ein in die moral-ästhetische Abteilung dieser kleinen Abhandlung.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich einige Fragen. Aus der Erfahrung der Diskussionen nach den Konzerten möchte ich gleich unterscheiden in solche Fragen, die sich wirklich neu stellen aufgrund der neuartigen Anwendung neuartiger Instrumente, und in solche Fragen, die lediglich anhand dieser neuen Anwendungsmöglichkeiten die ewig gestrigen Scheinprobleme aufwerfen. Solche Fragen legen lediglich die mythologischen Vorstellungen über Kunst und Kultur derjenigen offen, die nie verstanden haben, daß es, um ein guter Musiker zu sein, in erster Linie hoher Qualifikation in allen Bereichen der Musik, auch des Instrumentenbaus bedarf. Die erste Gruppe der Fragen beantwortet jeder Musiker für sich durch die kreative Anwendung seiner Kunst.

*Die dummen Fragen:* Aus der zweiten Gruppe der Fragen möchte ich einige herausgreifen, die ich polemisch die dummen Fragen nennen möchte, etwa derart, ob die Anwendung von Musikcomputern nicht Arbeitsplätze von



Musikern gefährde. Als ob es bei Komposition von Musik jemals darum gegangen wäre, Arbeitsplätze zu schaffen. Ich halte nicht mehr viel von dem Musiktheaterbetrieb, der, mit hohen Subventionen am Kacke gehalten, mit dem Scheinargument der sozialen Absicherung vieler frustrierter Kollegen mir vorzumachen sucht, die 888. Interpretation der Fünften Sinfonie von Beethoven sei der eigentliche künstlerische Akt, nicht etwa die Komposition selber. Wie runtergekommen ist eigentlich ein Kunstverständnis, welches filmisch aufbereitete »Donnerblitzbubgeschichten« über Mozart mit Oscars versieht, Millionen Kinogängern vorgaukelnd, jetzt wüßten sie Bescheid; fragt man dann einen dieser famosen »Amadeus«-Begeisterten, was nun der musikalische Fortschritt einer Mozartsinfonie gegenüber einer Bachschen Fuge sei, merkt man schnell, auf welchem Niveau sich die Musikbegeisterung solcher Mozartfans bewegt. Geniekult der Arbeitsplätze wegen? Zumindest bei den linken »Amadeusfans«? Muß man jetzt bald damit rechnen, in unseren Kreisen vorgeworfen zu bekommen, bei der Komposition eines Streichquartetts beschäftige man nur vier Leute, wo doch in einer Sinfonie viel mehr Musiker Arbeit und Brot fänden? Welch ein Unsinn! Dieses Musiker-Wegrationalisierungsscheinargument offenbart erschreckenden Zynismus gegenüber den wirklichen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit und dazu noch eine Menge »Dummheit in der Musik« bei denen, die es benutzen.

Wenn schon Analogien zur Arbeitswelt in der Industrie, wie wäre es mit dieser? In fast jeder musikalischen Komposition gibt es sogenannte »Wasserträgermomente«. Gemeint ist ein instrumentaler Part, der wenig interessant, nicht geeignet ist, sich nach vorne zu spielen. Musikalische Basisarbeit gewissermaßen. Die Ausführung solcher Stellen verlangt vom Musiker meist kein besonders hohes musikalisches Können, ist aber ungeheuer wichtig für die Wirkung des Ganzen. Ich erinnere mich noch gut an die Zeiten, in denen ich als Cellist im Orchester 400 Takte lang ein tiefes »G« auszuhalten hatte, ich erinnere mich an Stücke, in denen mir als Rockbassist das ewige »tung-ta-tung« zu den Ohren herauskam; viele Beispiele gibt es, wo einzelne Bestandteile toller Musik nur zum Ärgernis der Musiker ausgedacht scheinen, denen die undankbare Aufgabe zufällt, gerade diesen Part ausführen zu müssen. Ist es nicht geradezu ein Akt der Humanisierung der musikalischen Arbeitswelt, so könnte man doch fragen, wenn es jetzt möglich ist, diese Stellen in den Arbeitsbereich der Computer zu geben? Computer leiden nicht!

Glaubt doch den Musikern nicht, die durch heftiges Schwenken des Oberkörpers vorgeben, sie vollbrächten den Gipfel der Kunst, wo es in Wirklichkeit nur um das Durchhalten musikalischen Stumpfsinns geht. Es sind schlechte Musiker, die einzigen übrigens, von denen ich mir vorstellen kann, daß ein Computer sie wegrationalisieren könnte. Sei's drum. Vielleicht ist es gut für die Kunst.

Andererseits stelle ich mir vor: Süverkrüp kauft sich einen Computer, und schon hat er Degenhardt wegrationalisiert! Zack! Diese Zuspitzung verrät den Unsinn des Rationalisierungsarguments. In der kreativen Arbeit als Komponist oder Instrumentalist macht man sich eben durch seinen eigenen künstlerischen Arbeitsanteil unersetzbar; Computer haben keine Ideen, können sie aber verbreiten helfen.

Als ich in einer der Diskussionen auf der erwähnten Tournee mit einem um seinen Stellenwert bangenden Kollegen an diesem Punkt anlangte, fiel ihm dann auch nichts Besseres mehr ein als: Bildschirmarbeit sei nicht gut für die Augen. »Tja, was man nicht alles so erlebt...« Ein anderes Mal brachte jemand die Sprache auf die Seele. Die Musik würde so seelenlos durch Computer! Wenn ich das schon höre. Leute, die so fragen, pflegen den Sitz der Seele in der Musik meist zwischen C-Dur und A-Moll anzusiedeln, welches die bevorzugten Tonarten vieler schlechter Instrumentalisten und gutgehender Schlager sind.

Nochmal: Der Computer tut nichts anderes, als das zu spielen, was ich ihm vorgespielt habe. Er spielt es zu einem Zeitpunkt, an dem ich durch andere Aufgaben verhindert bin, es selber zu spielen. Er spielt es, so wie ich es spielen würde, auf Punkt und Komma genau, zuverlässiger als die meisten Kollegen. Wenn das musikalische Ergebnis dann seelenlos klingt, dann bitte schön, richte man den Vorwurf an mich; ich habe es dem Computer eingegeben. Meine eigene Seelenlosigkeit möchte ich doch schon selber verantworten. Wohl gar würde ein wohlmeinender Kollege Seele in eine meiner Kompositionen bringen, wo ich doch gar nichts von Seelen halte. Ich glaub halt nicht dran, an diesen Seelenscheiß. Da ist auf den Computer Verlaß: Computer sind seelenlos.

Eiseskälte greift ans Herz. O holde Kunst, wie tief bist du gesunken. Verbietet sich die Seelendusche in der Kirche aus politisch-ideologischen Gründen, dann muß wohl die Musik herhalten und Seele bieten, wo Klang + Form + Inhalt + instrumentales Können längst ausreichen. Ich vermute, je mehr Seele, desto weniger Sachverstand; ich vermute ja nur.

Würden diese Seelenfans wohl erkennen, daß ich mit Computern arbeite, stände da nicht dieser Bildschirm auf der Bühne? Ich werde ihn das nächste Mal verstecken. Mal sehen, was passiert.

*Nieder mit den dummen Fragen:* Was reizt einen Musiker zum Umgang mit Musikcomputern? Ich kann diese Frage nur für mich beantworten, vermute aber, daß es vielen ähnlich geht. Zum ersten: Es ist für mich ungeheuer reizvoll, mein eigener Bassist zu sein, wenn ich Klavier spiele; mein eigener Geiger zu sein, wenn ich Orgel; mein eigener Schlagzeuger, wenn ich Gitarre spiele. Warum?

Mache ich Musik mit anderen Musikern, muß ich das technische Niveau meiner Kompositionen nach ihnen ausrichten. Das kann reizvoll sein, wenn sie besser sind als ich. Sind sie schlechter, ist es eine Katastrophe. Niemand erzähle mir, in der Beschränkung zeige sich der Meister. Wahrscheinlich so lange, bis man beschränkt ist. Ich kenne ein paar beschränkte Meister.

Zum zweiten: Auch bei den besten Kollegen kann es passieren, daß etwas nicht geht; aus vielen Gründen. Es gibt Situationen, wo ein Komponist einem Instrumentalisten Dinge vorschlägt, die dieser ablehnt. So etwas sei nicht möglich, hört man dann — aus spieltechnischen Gründen, — weil das mit dem Instrument nicht ginge, — weil man das nicht schön fände, — weil man das nicht kann, — weil man dann nicht »dahinterstünde«; viele ehrenhafte Gründe, die die Kluft aufzeigen, die zwischen Komponisten und Instrumentalisten wohl immer geklafft hat. Offensichtlich befinde ich mich in einer Phase, wo mir das Herausfinden der eigenen kompositorischen



Möglichkeiten wichtiger ist als die Inspiration, die von der Zusammenarbeit mit anderen Musikern ausgehen kann. Und in einer solchen Phase ist so ein Computer ein unschätzbarer Helfer und Kritiker dazu; ganz abgesehen von den neuen Möglichkeiten, die er einer kreativen Anwendung erschließt.

Für alles, was er spielt, bin ich verantwortlich, auch für das Schwache, Schlechte, nicht Gelungene. Er zwingt mich wie kein anderer dazu, die Feile aus dem Werkzeugkasten zu holen. Er ist unbestechlich, weder »groov«-noch »bock«-Argumente überzeugen ihn, er läßt sich weder durch Shit noch durch Drinks antönnen, auch die Weiber sind ihm egal, er drückt mich ständig mit der eigenen Nase in die eigene Scheiße, eine Sado-Maso-Kiste, die es in sich hat. Nieder mit der Schlamperei, sagt er. Ready for input...

Michael Otte

## Die historische Objektivität des Subjektiven II

In meinem Beitrag »Computer und menschliches Denken«, oder »Die historische Objektivität des Subjektiven« (DEBATTE 4/85) ist folgende Passage, die das Marx-Zitat auf Seite 40 einführen sollte, nicht abgedruckt worden: »Die Vorstellung des Denkens als einer gegenstandslosen Bewußtheit, als eine Art Selbstgenuß führt bekanntlich zu einer Identifizierung von Denken und Stil, Manier, Methode. Nun werden gerade diese Momente des Stils oder der Methode ganz unterschiedlich bewertet, je nachdem, ob man sie auf die »innere« Maschine des Menschen oder auf die »äußeren« Maschinen bezieht. (Ich benutze hier die Terminologie von Arne Raeithel, vgl. DEBATTE 1/85, S. 37). Die »innere« Maschine gilt als »geistige Disziplin«, als »distinguierte Produktivität«, als »produktiver Stil«. Sobald diese Momente äußerlich vergegenständlicht werden, gelten sie als schädlich. Der Stil, der in der »äußeren Maschine« als Methode wiederkehrt, zerstört, heißt es, die »Unwiederholbarkeit der Wirklichkeit, die das Unmittelbare, das Unvermittelbare« sei. Die »innere Maschine« erscheint als das im besonderen Maße Menschliche, nach außen gewendet, als »äußere Maschine« gilt dasselbe als unmenschlich. Dabei werden auch schon die sozialobjektivierten Wissensstrukturen als »äußere« Maschinen angesehen, der Gesellschaftskörper wird also nicht als menschlicher Körper betrachtet oder anders ausgedrückt: der Mensch wird als absolutes Individuum aufgefaßt.

Auch auf der Ebene der Produkte begegnet man diesen Einschätzungen und dieser Mystifizierung einer absoluten natur- oder gottgegebenen Einmaligkeit oder Individuation. Nun zeigt an-

dererseits sicherlich das standardisierte Produkt einer Maschine, beispielsweise eine Coca-Colaflasche oder eine maschinell bedruckte Art Deco Fliese, ebenso gut einen Stil wie es die in Handarbeit gefertigten Schuhe aus Londons Regent Street tun. Allerdings ist der Stil der Coca-Colaflasche im Gegensatz zu dem der Schuhe nicht auf der Ebene des empirischen Einzeldings und seiner Mystifizierung zu suchen, sondern auf der Ebene der Muster, der Etalons, der Produktionsprogramme. Die Maschine mit ihrem Produktionsprogramm, welche die Flasche erzeugt, repräsentiert den Stil im Verhältnis eben zu anderen Maschinen, mit anderen Manifestationen. Es ist interessant, daß Charles Babbage (1792-1871), der Erfinder des ersten programmgesteuerten Digitalrechners, von Jacquards Entwicklung des über Lochkartenprogramme gesteuerten Webstuhls aus dem Jahre 1805 inspiriert worden war. Die Stoffmuster mit ihren Figuren erscheinen als alternative Manifestationen zu den Lochkarten, die den Webstuhl steuern. Lady Lovelace, die geistreiche Tochter von Lord Byron und Lebensgefährtin Babbages hat dessen Erfindung eines Rechenautomaten sehr poetisch kommentiert, indem sie schrieb, diese Maschine »weaves algebraic patterns just as the Jacquard-loom weaves flowers and leaves« (webt algebraische Muster genauso wie der Jacquard Webstuhl Blumen und Blätter).

Was wir hier sehen, ist, daß das Verhältnis von Allgemeinem und Individuellem, welches jeden Stil ausmacht, selbst nur eine Form ist, die sich auf ganz unterschiedlichen empirisch-historischen Ebenen immer aufs neue manifestiert und daß totaler Kollektivismus

mus wie abstrakt-absoluter Individualismus gleichermaßen zur Mechanisierung führen, indem sie den in der Stilfrage sich ausdrückenden dialektischen Prozeß blockieren. Hierzu hat nun Karl Marx in den »Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie« folgendes gesagt: »Es ist sicher, daß die Individuen sich ihre eignen gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht unterordnen können, bevor sie dieselben geschaffen haben. Aber es ist abgeschmackt, jenen nur *sachlichen Zusammenhang* als den naturwüchsigen, von der Natur der Individualität (im Gegensatz zum reflektierten Wissen und Wollen) unzertrennlichen und ihr immanenten, aufzufassen. Er ist ihr Produkt. Er ist ein historisches Produkt. Er gehört einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung an. Die Fremdartigkeit und Selbstständigkeit, worin er noch gegen sie existiert, beweist nur, daß sie noch in der Schöpfung der Bedingungen ihres sozialen Lebens begriffen sind, statt von diesen Bedingungen aus es begonnen zu haben. Es ist der Zusammenhang, der naturwüchsige, von Individuen innerhalb bestimmter, bornierter Produktionsverhältnisse. Die universal entwickelten Individuen, deren gesellschaftliche Verhältnisse als ihre eignen, gesellschaftlichen Beziehungen auch ihrer eignen gemeinschaftlichen Kontrolle unterworfen sind, sind kein Produkt der Natur, sondern der Geschichte. Auf früheren Stufen der Entwicklung erscheint das einzelne Individuum voller, weil es eben die Fülle seiner Beziehungen noch nicht herausgearbeitet hat und als von ihm unabhängige gesellschaftliche Mächte und Verhältnisse sich gegenübergestellt hat. So lächerlich es ist, sich nach jener ursprünglichen Fülle zurückzuschauen, so lächerlich ist der Glaube bei jener vollen Entleerung stehnbleiben zu müssen. Über den Gegensatz gegen jene romantische Ansicht ist die bürgerliche nie herausgekommen und darum wird jene als berechtigter Gegensatz sie bis an ihr seliges Ende

begleiten. (Als Beispiel kann hier genommen werden das Verhältnis des Einzelnen zur Wissenschaft)«. Man sieht also wiederum, daß die historische Objektivität des Subjektiven der Kernpunkt der Gegenständlichkeit des Denkens ist. « Soweit die Vervollständigung meines ursprünglichen Manuskripts.

Nachdem ich den Artikel »Modern Times« in demselben Heft gelesen hatte — der Sozialismus hat den Individualismus aus dem Kollektiv zu entwickeln — erschien mir das versehentliche Weglassen dieser Passagen doch bedauerlich, ebenso wie meine Versäumnisse, das Ganze noch einmal zusammenzubinden, nicht indem ich den Text selbst stromlinienförmiger gemacht hätte, sondern indem ich versucht hätte, noch einmal auf die Grundvoraussetzung aufmerksam zu machen, nämlich darauf, daß wir bei uns ein Gefühl für das Denken als einer individuell-allgemeinen Lebensform entwickeln müssen. Wenn man nicht von der Realität der Gedanken und des gedanklichen Abbildes ausgeht, sondern vor dem Gedanken schon dessen mögliche Nutzenanwendung absolut in den Händen halten will, dann wird man wohl alles irgendwie mehr oder minder blind erleiden.

Ich hatte u. a. meinen Text mit Descartes begonnen, denn Descartes hat das Produktive wie das Abstrakt-Metaphysische im Verhältnis von Individualismus und Mechanisierung gültig zum Ausdruck gebracht. In Frankreich bemühen sich die öffentlichen Debatten viel intensiver darum, die schweigende und effektive Tätigkeit der »professionals« zu begleiten. Wenn das auch nicht immer in wirklicher Nähe geschieht, so geben diese Debatten doch ein Koordinatensystem ab, das die allgemeinen Fragen deutlicher hervorzuheben erlaubt, so auch diese des Narzißmus, des abstrakten Individualismus. Dabei bin ich zufällig auf einen Artikel gestoßen, der diese Fragen im Sinne eines ahistorisch zuende gedachten Cartesischen Rationalismus journalistisch einem

breiten Publikum zu vermitteln sucht. Der Autor ist Jean-Marie Domenach, ehemaliger Chefredakteur der Zeitschrift »L'Esprit«, der in einer Serie von neun Artikeln eine Art prospektiver Bilanz »de la situation des idées en France« versucht. Was die ahistorisch aufgefaßte Cartesische Problematik angeht, so meine ich damit das Folgende. Das tragende Element des Cartesischen Dualismus von »res extensa« und »res cogitans«, nämlich Gott (bzw. seine ebenso abstrakte Alternative, das Nichts) wird dem ahistorischen Denken zum zentralen Bezugspunkt. In den Worten von Domenach, der sich selbst nur als ein Sprachrohr der allgemeinen intellektuellen Debatte versteht: »Denn es stellt sich die Frage: kann man noch eine Gesellschaft bilden, wenn man zugleich frei und gleich sein will, und wenn zudem Religion und transzendierende Werte, die Garanten der Gesellschaftsordnung, das Gemeinwesen im Stich gelassen haben?« Auf dieser Grundlage finden sich dann Einsichten und Merkwürdigkeiten bunt gemischt. »Daher das schizophrene Schwanken, an dem Europa fast zugrunde gegangen ist: unsere Gesellschaften neigen zur sozialen Undifferenziertheit, doch diese wird rasch unerträglich, was die Leute zur Identifizierung mit dem Pathetischen und in die Arme von Wahnsinnigen treibt. *Faschismus und Totalitarismus sind der Preis, der für abstrakten Individualismus bezahlt werden muß.* ...Wie einer Gesellschaft ohne Gott zu Bestand verhelfen? fragt man sich allenthalben und wagt es nicht, zu sehr daran zu denken. Wie vermeiden, zwischen der sozialen Atomisierung und dem Moloch Staat wählen zu müssen?« Was mein

Thema angeht, so äußert sich die Ausweglosigkeit eines bloß idealistischen Herangehens in der Suche nach immer einer neuen Alternative: »Célébrer le passage de l'Homo sapiens à l'Homo computans occulte la véritable question qui est: comment changer notre rapport au savoir et au pouvoir?« — »Den Übergang vom Homo sapiens zum Homo computans zu feiern, heißt die eigentliche Frage zu verbergen, die da lautet: Wie können wir unser Verhältnis zum Wissen und zur Macht verändern?« Im Gegenteil sollte in diesem Satz das Wort »verbergen« durch das Wort »hilft zu analysieren« ersetzt werden.

Wenn uns der radikale Individualismus von Descartes gelehrt hat, daß die dabei vorgenommene Identifizierung von Individuellem und Allgemeinem — in Gestalt des »natürlichen Menschen« — die Begründung der Mechanisierung (als der vollen Entleerung) darstellt, so sollte uns der Computer lehren, auf dieser Grundlage den Individualismus historisch weiterzuentwickeln. Historisch, das heißt immer das Problem zur Grundlage der Lösung zu nehmen, ein Vorgehen, das Domenach ausdrücklich mißbilligt. Konkret auf den Computer bezogen kann man heute beobachten, daß die menschliche Tätigkeit bedingt durch die Produktionsverhältnisse, durch die *Marktorientierung*, sich des Computers nicht exzessiv genug bedient, ihn nicht in noch umfassenderer Weise bei der Aneignung der Gegenständlichkeit der Welt nutzt. Weite Bereiche, die keine lohnenden Marktchancen zu bieten scheinen, bleiben brach liegen, und die Entwicklung der Computertechnologie selbst wird dadurch einseitig behindert.



## Roque Dalton

Lieber Jorge:  
 Ich kam über den Weg der Poesie zur Revolution.  
 Du kannst — wenn Du willst, wenn Du fühlst, daß Du es brauchst  
 — über die Revolution zur Poesie kommen. Das ist für Dich aufs  
 Ganze gesehen ein Vorteil. Aber: Solltest Du irgendwann einmal  
 Grund gehabt haben, Dich an meiner Gesellschaft im Kampf zu  
 freuen, dann mach Dir auch klar, daß ein guter Teil dieser Freude  
 der Poesie zu verdanken ist.

### Lateinamerika

Der Dichter Aug in Aug mit dem Mond  
 raucht sein anregendes Gänseblümchen  
 trinkt seine Dosis übernommener Wörter  
 schwebt auf seinen Pinseln aus Tau  
 kratzt sein päderastisches Geiglein.

Bis er seine Schnauze zerreißt  
 an der rauhen Mauer einer Kaserne.

### Die Rast des Kriegers

Die Toten werden jeden Tag unwilliger.

Früher hatte man es leicht mit ihnen:  
 wir gaben ihnen einen steifen Kragen eine Blume  
 wir rühmten ihre Namen in einer langen Liste:  
 die Hallen des Vaterlandes  
 die ehrwürdigen Schatten  
 der monströse Marmor.

Der Leichnam unterschrieb der Gewohnheit folgend  
 trat wieder ins Glied  
 und marschierte im Takt unserer alten Musik.

Aber was soll's  
 Die Toten  
 sind inzwischen anders.

Heute werden sie ironisch  
 sie fragen.

Mir scheint sie kommen dahinter  
 daß sie immer mehr in der Mehrheit sind.

(Die folgenden Gedichte wurden in Prag geschrieben.)

### Über Kopfschmerzen

Es ist schön Kommunist zu sein,  
 obwohl es viel Kopfschmerzen verursacht.

Und es ist so: das Kopfweh der Kommunisten  
 versteht sich historisch, das heißt  
 es geht nicht mit Schmerztabletten weg  
 sondern allein mit der Verwirklichung des Paradieses auf Erden.  
 So ist das.

Unter dem Kapitalismus tut uns der Kopf weh  
 und sie reißen uns den Kopf ab.  
 Im Kampf für die Revolution ist der Kopf eine Bombe mit Zeitzünder.

Beim Aufbau des Sozialismus  
 planen wir das Kopfweh mit ein  
 und es wird nicht knapp bemessen, ganz im Gegenteil.

Der Kommunismus wird sein (unter anderem)  
 ein Aspirin von der Größe der Sonne.

### Die Jugend

»...beunruhigende Wesen wie neue  
 Gattungen, die in einer Welt tangential  
 zu unserem Leben, unserer Autonomie  
 und Autorität auflauern.«

Wir hören nicht übermäßig viel reden von dem Jahrhundert  
 aber die Sonne trifft uns aufrecht in seiner Mitte.

Sehr bald vergessen wir den Geruch des Pulvers  
 unserer Kindheit  
 den trockenen Geschmack des Hungers, die Kavallerie der Kälte, etc.

Die Geschichte das ist dieser Augenblick:  
 wir erwarten unsere Freundin  
 an dem Geländer von Vaslavski Namiesti,  
 wenn die Erfahrung schon in der Universität und den Bibliotheken ist  
 und die besten Hühner von Prag  
 auf dem Grill des Palace Hotel.

Jemand schlägt uns die Dialektik vor  
und wir hören nur einen Aufruf zugunsten der Labyrinth  
der verlangt wir sollen die rettenden Ariadnefäden vergessen  
sie schlagen uns die Zukunft vor und wir wehren uns gegen die Zukunft  
wie gegen eine Fledermaus die uns ins Gesicht flattert.

Und auch wenn wir keine pathetischen Figuren sein wollen,  
fühlen wir uns morgens alt und krank.

Unsere Lehrer sind unsere Dichter:

»Ich bin der Mensch, nichts wird mich besiegen  
wenn ich zerbreche das alte Leben erstarrt zu einer Pose.«

## Sprüche

»Der Marxismus-Leninismus ist ein Stein  
womit man dem Imperialismus und der Bourgeoisie  
den Schädel einschlagen kann.«

»Nein. Der Marxismus-Leninismus ist die Gummischleuder,  
womit man diesen Stein schleudert.«

»Nein, nein. Der Marxismus-Leninismus ist der Gedanke,  
der den Arm bewegt,  
der seinerseits die Gummischleuder betätigt,  
die ihrerseits diesen Stein schleudert.«

»Der Marxismus-Leninismus ist das Schwert,  
womit man dem Imperialismus die Hände abschlagen kann.«

»Ach was! Der Marxismus-Leninismus ist die Theorie  
die dem Imperialismus die Maniküre macht —  
derweil man die Gelegenheit sucht, ihm die Hände zu binden.«

Was soll ich machen, wenn ich mein Leben verbracht habe  
lesend den Marxismus-Leninismus,  
und während ich wuchs, vergaß ich,  
daß ich Taschen habe voll mit Steinen  
und in der Gesäßtasche die Gummischleuder,  
und daß ich sehr wohl ein Schwert holen könnte  
und daß ich es nicht fünf Minuten aushalten würde  
in einem Schönheitssalon?

## Das gesellschaftliche Sein bestimmt das gesellschaftliche Bewußtsein

Die Glocken des Herbstes erschweren den ersten Schneefall

Als ob der Küster der Teufel wäre  
alte Vogelscheuche, die auf ewig brennen muß.

Die Traurigkeit macht Husten  
und wenn du dich nicht vorsiehst, Liebste,  
verwandelt sich für dich das Leben in das Tagewerk eines Aschenputtels  
ein einziges Weinen unter Geldsäcken.

Auf jeden Fall in einem sozialistischen Land zu arbeiten  
und nicht genügend für einen Schal oder Handschuhe zu verdienen  
macht die fundamentale Metaphysik lieben  
macht Sehnsucht nach der lila Geige um zurückzukehren  
an den Strand wo du dich sättigen kannst an Blumen durch den Nabel.

Ach daß ich Funktionär bin  
der allerkleinsten kommunistischen Partei der Welt  
eine die versuchen wird ihre Revolution zu machen ohne die Tausenden  
von — au weh! — Toten  
weil sonst die Möglichkeiten der nationalen Landwirtschaft ruiniert  
würden  
durch die Gräber.

Um das Unglück voll zu machen  
verweigerst du mir jetzt das wenige was mir gerade noch geblieben ist.

Du sagst ganz logisch »jetzt will ich nicht«  
aber gerade jetzt ist mir kalt  
und ich spüre das Loch welches das Vaterland ließ  
das früher meine Brust liebte.

Ich hasse dein himmelblaues Kleid  
deine Unterwäsche voll gespannter Fallen  
alles was mir deine süßen erröteten Hinterbäckchen birgt  
deine Brüste aus weißem Stein  
gemacht für den Mund erwachsener Kinder  
deinen Bauch ein Hof wo ich mit Bleisoldaten spielen kann  
unter den Augen einer Sonne die ganz und gar erfunden ist



Um diese Zeit auf die Straße gehen  
tilgt alle Sünden der Welt  
und außerdem so viele tote Vögel sehen  
(das wird vom anbrechenden Winter niemals gesagt)  
fern von deinen Augen werde ich nicht geheilt  
ich bin ebenso Semi-Faschist wie Kafka

Morgen wird der Übergang zum Kommunismus einen Tag weniger  
haben sei doch froh  
der Winter wird einen der  
höchst gesunden Nebeltage stürzen  
mehr als eine Drecksau wird weiterlachen über das  
was sie über Che Guevara sagen  
und in den Supermärkten werden die alten fetten Weiber der Linie der  
friedlichen Schlange folgen  
um viel Kompott und Joghurt zu kaufen.

Lateinamerika ist eine schöne Anakonda  
die mit Schwanzhieben ihre Zähne poliert  
man versteht nichts von Politik  
aber man hat sagen hören sie hat ihr Herzchen  
das Problem besteht darin den Wasserfällen die Zärtlichkeit auseinanderzusetzen

zu gestatten daß die Gelassenheit barfuß spazierenght  
über einen Teppich gigantischer Parasiten  
die Idee des Grün aus den Pfefferminzgläsern flüchten zu lassen  
und sie dem größten Teil des Regenbogens zu widmen  
den die wilden Papageien bilden.

An einem Tag der anders war als dieser  
vor dreißig Jahren  
habe ich meine Mutter zur Mutter gemacht  
an einem Tag wie diesem vor dreißig Jahren  
beteten die Redner des siebenten Kongresses  
der Internationale:  
bald werde ich eine Brille brauchen  
und Massagen um meine Wampe zu reduzieren  
weil meine aktuelle Figur mich nicht genügend ziert  
und die Glaubwürdigkeit meiner berühmten Flucht aus dem Gefängnis  
zunichte macht.

Die Kälte hat Früchte getragen in meinem Leben  
O goldene Vision, deren Namen ich  
nicht hierhersetzen kann:  
besonders dieser Durst nach dir — politische Feigheit —  
hochgradiges Vergessen jenes  
Stirnrunzelns, von dem sie behaupten, ich müßte es beibehalten.

Erlaube mir im göttlichen Ofen zu bleiben  
draußen spornen nur die Hexen ihren Besen zwischen den Dächern  
so voll von Ruß und so fremd für meine  
Kultur aus Humus und Klippen  
(ich möchte dir nicht noch eine kleine Lektion über die tropische Natur  
erteilen)

ich möchte ewig mit dir schlafen  
sieben oder acht mal Liebe machen  
bis du deinen matten Arm nicht mehr heben kannst  
und im Bett, einer Welt von Zink verletzt durch die Säure,  
herrschte das Klima, ererbt von der fröhlichen Sünde.)

Ich würde Dir dann ein mexikanisches Lied singen  
mit gewissen Änderungen die dich glücklich machen würden  
ich würde dir ohne die üblichen Scherze abnehmen  
daß Scholochow den Nobelpreis verdient hat  
und daß die sowjetische Dichtung sich deutlich unterscheidet  
von chewing gum.

(Die kritische Verarbeitung der Wirklichkeit  
muß weiter reichen als sich bloß den Kopf zu kratzen  
und etwas Entsprechendes wie »Fotze« in jeder Sprache zu sagen  
— Das kannst du nicht hören  
weil man annimmt daß ich es nur denke  
eine ganz übliche Konvention der heutigen Poesie  
oder im psychologischen Roman —. Machen wir weiter.)

Ich glaube nicht ich sollte Dich weiter mit der Kindheit beschmieren  
diesem wilden Ei meines Lebens am Ende des langen Flures  
ich muß eher die Gesten des Lebewohl machen  
den Regenmantel suchen  
einen Ball machen aus der letzten Zigarettschachtel  
gestürzt in die beweiskräftige Trostlosigkeit.

Der Arm des Meeres ist mächtiger als die Flügel der Taube  
im Meer baden wir erschrocken  
aber es nützt uns nicht zum Fliegen:  
die ärmsten Majestäten zittern  
wenn die Dichter aus den Fenstern stürzen wie Caupolicán.  
(Das ist was man überflüssige Redensarten nennt.)

Ich erinnere mich daß die Glocken dazu dienten diese Unterhaltung zu  
beginnen  
aber sie richten nichts aus gegen dein Schweigen und deine Gleichgültig-  
keit

der Küster ist nicht der Teufel  
er ist ein Blöder der nach Greisenschweiß stinkt  
und der genau wie ich mit dem Gehalt im Rückstand sein soll